Der Weg

EL SENDERO



REVISTA MENSUAL CULTURAL

V, Nº 12



der Weg
EL SENDERO
Registro Nacional Prop. Intelec. N. 350.786
Queda hecho el depósito que señala la ley

INHALT DIESES HEFTES

Es sey denn, daß ihr euch umkehret,

und werdet wie die Kinder,

so werdet ihr nicht in

das Himmelreich kommen.

Ev. Matthäi 18, 3

der Weg

Monatshefte zur Kulturpflege und zum Aufbau

5. JAHRGANG 12. HEFT, 1951

DÜRER-VERLAG, BUENOS AIRES

DER WEG

wünscht allen seinen Lesern

ein frohes Fest

und ein

gutes neues Jahr!



Volved a ser Cándidos como los Niños

En este mes, la Cristiandad conmemora su magna fiesta. Volveremos a revivir en lo más sensible de nuestro ser, la noche de las noches; aquel sublime acontecimiento del establo de Belén, donde Dios se revelara para sustituir la equivocada religión del odio por un excelso mensaje de amor.

Detengámonos, pues, unos instantes en nuestra marcha cotidiana y meditemos sobre el hondo contenido del misterio de los misterios. No cabe duda que el problema fundamental de la humanidad actual es el religioso. El hombre ha entrado en una zona de tinieblas por haber perdido la fe y el nihilismo avanza por doquier porque la conciencia humana ya no quiere concentrarse en el verdadero contenido de la revelación.

¿Quién siente aún en lo íntimo de su corazón la Navidad?

¿Quién conserva todavía aquella candidez con la que se reunieron los humildes en el establo de Belén, para venerar al Niño que se convertiría en el Redentor de los humanos, echando del templo a los sucios mercaderes, proclamando las divinas verdades del sermón de la montaña y muriendo en la cruz levantada por los fariseos?

Sin embargo, no hay otro camino para volver a hallar el árbol de la sabiduría, cuyos frutos proporcionan el equilibrio perdido. Junto al pesebre de Belén pueden ser hallados. Y quien no sea partícipe de la gracia cristiana encontrará allí mismo, por lo menos, una bellísima leyenda llena de ternura, de esa ternura que nos eleva hacia la comprensión de todo cuanto hemos perdido.

El desenfreno materialista de nuestro siglo ha convertido a la bondad en un sinónimo de la estupidez, porque ha enterrado a la candidez, cortando así el tronco del árbol de la fe.

Tanto en Europa como en América el sentido de la vida se ha formado bajo el signo del Cristianismo, muy lejos de los conceptos materialistas de los mercaderes de Oriente, que han vuelto a tener auge desde que se inició la inflación de los valores espirituales. Y es por eso justamente que debemos volver a poner los ojos en el pesebre de Belén, ante el cual se postraron primero los pobres y los humildes, los cándidos y los buenos.

Que se nos entienda bien: No se trata aquí de hacer prédica de conceptos sobre determinada religión, sino de hacer visible el verdadero misterio de la Navidad Cristiana, misterio que consiste en esa fuerza de penetración espiritual que tuvo el acontecimiento de Belén por su sublime ternura. No hay justicia social sin moral social. Y no hay moral social sin un enfoque religioso de la vida, sean cuales fueren los postulados y dogmas desde el cual parten. El fervor con el cual se ha vuelto a rezar en la Argentina justicialista por la salud de Eva Perón, acaba de demostrar cuán cerca está nuestro concepto social del auténtico sentir religioso, de la bondad, de la ternura y de la candidez. Y con ese sentimiento volvemos a aguardar la noche de las noches...

S. L.



Aufn.: Lendvai-Dircksen

PHILIPP HILGER:

Das Menschenkind

„Gott begegnet sich immer selbst: Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu schätzen."

(Goethe)

Füge hinzu: auch der Mensch begegnet sich immer wieder selbst, allein im Menschenkinde begegnet er Gott.

Das Kind ist der göttliche Mensch. So wie es aus Gottes Hand unmittelbar hervorkam, ganz Glaube, ganz Hoffnung, ganz Sehnsucht und Freude. Noch lebt es im Paradiese, in Gottes Wunderwelt, wo alle Dinge eine geheime Ursprache sprechen vom Allzusammenhang, vom Geist, der alles belebt, von der Schönheit, die alles durchtränkt, von der Güte, die alles ernährt, von der Wahrheit, die nie zur Frage wird. Licht und Gestalten, die es umgeben, sind noch keine kalten toten Dinge, nicht fremd und feindlich, wie die der Erwachsenen, sie sind eine Welt voller Zauber und Wunder. Die Gestalten sind noch lebende Lichtmusik, die das Kind mit weit aufgerissenen Augen genießt. Wahrer und besser genießt wie ein Musiker, ist es doch eine Welt, darin es selbst auch mitspielt, mitsingt und mitschöpft.

Es kann die Seele des Kindes nicht begreifen, der zu ihm als „Weltweiser", „Kluger" geht, und mit trüben, kalten Forscheraugen das „Primitive", das „Unvollendete" sucht. Wer selbst nicht wieder zum Kinde werden kann, der bleibe ihm fern. Wer sich nicht tief und glaubensvoll in seine eigene Kindheit versenken kann, der nehme die Hände weg von Gottes kostbarstem Kleinod.

Es ist eine Lüge, daß ein Kind noch nicht „fertig" sei, als stünde es noch auf einer tieferen Stufe der Entwicklung — Entwicklung als Schöpfungsplan Gottes verstanden. Das Kind besitzt bereits die Urweisheit, das Urwissen. Es wird getränkt aus Gottes reinsten Quellen, den Ideen. Es braucht nicht erst „belehrt" werden über das Schöne, das Gute und das Wahre; es nennt diese in ihrer ganzen Größe und Reinheit wie kein Erwachsener sein Eigen. Aber beschützt und bewahrt muß es werden vor dem Bösen der Erwachsenen, vor dem Häßlichen ihrer Welt, vor dem so kalten und oft auch falschen und toten „Wissen".

Das Kind ist der eingeborene Sohn des Paradieses, der reinen, der Märchenwelt. Erzähle ihm vom Schönen, vom Guten und du brauchst kein Wort der Erklärung des Urteils hinzufügen, das Kind urteilt selbst unfehlbar. „Die Kinder, sie hören es gerne"... Erzählst du vom Gegenteil, du kannst sie nicht beruhigen, sie nicht irre machen. „Die Kinder, sie hören's nicht gerne!"

Und wessen Seele mit einem Kindeslachen nicht mitschwingen kann, wem Kindertränen Aerger und nicht Schmerz bereiten, wer aus den großen staunenden Kinderaugen nicht Gottes Blicke fühlt, der bleibe fern dem Kinde.

Magst du im Ueberfluß schwelgen, dich mit tausend schönen Dingen umgeben, magst du geachtet, geliebt, gefürchtet oder gehaßt sein, das alles kann dir nicht einen einzigen liebenden Blick eines Kindes ersetzen. Denn die Anerkennung und Liebe eines Kindes kann niemals erkauft und auch nicht erschlichen werden. Seine Liebe, sein Anschmiegen, sein Kuß gilt einzig dir, nur dir; nicht deiner Macht und nicht deinem Reichtum. Dir gilt seine Liebe, dir sein Lächeln, deinem innersten Wesen, so wie dich Gott schuf und nicht wie es dein Rang und Ansehen „gebieten". Wenn dich ein Kind umarmt, dann umarmt dich Gott!

Noch kam es nicht vor, daß ein Kind seinen Blick vor einem Erwachsenen senken mußte, aber selbst die Gewaltigsten senkten einmal ihre Augen vor dem Blick der Unschuld. Das Kind senkt nie den Blick, es wendet sich höchstens ab von dem was ihm Aerger ist. Und mit ihm wendet sich auch Gott ab.

*

Glaube und Wunder stehen obenan in jeder Kinderseele. Goethe der Weise und mit ihm alle wahren Weisen sprachen so: Der ist ein Tölpel, der sich nicht mehr wundern kann. Und aller Weisen letzte Weisheit war: daß wir nichts wissen.

Glaube und Wunder ist tiefstes Menschengesetz. Wer nur mehr Wissen besitzt, ist als Mensch tot.

Faust, der mit gewaltigen Geistern rang, der alles Wissen zu durchdringen suchte, Ehre und Ruhm erntete, sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtete, stand am Ende an den Grenzen der Erwachsenen und ihrer Welt. Und was bot sich dort? Der Giftbecher, um aus dieser toten Welt herauszufinden. Glaube und Wunder? Er findet den Weg zum Kinde nicht mehr. Seine Wurzel reichten nicht mehr zu jenem Paradiese. „Allein, mir fehlt der Glaube".

Und doch ... Mit dem Osterglockengeläute steigt die Kindheit wieder auf in sprudelnder Fülle. Ein urewiger Quell bricht auf und eine neue Welt entsteht mit grünenden Wäldern und blühenden Wiesen und ein Menschenkind tollt wieder spielend auf diesem Wunderanger. Da spricht der erwachte Faust das tiefe, erlösende Wort:

„Erinnerung hält mich mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück."

Die Tore des Paradieses werden immer wieder aufgetan, das flammende Cherubschwert sinkt nieder vor dem Kinde, das vom falschen Wissen frei ist.

„Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr euch nicht bekehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen".

*

Menschliches Wissen hat das biogenetische Grundgesetz „entdeckt". Ein Gesetz wonach der Embrijo im Mutterleibe die Genesis, die Entwicklung alles Lebendigen überhaupt wiederholt ... Dieses Gesetz aber sagt uns sehr wenig nimmt man nicht auch das Seelische hinzu oder betrachtet man mit der Geburt diese Entwicklung schon als abgeschlossen.

Erfaßt das biogenetische Gesetz einen Zipfel der Wahrheit, so ist es die, daß das Menschenkind in den Jahren seiner Kindheit die Geschichte der Menschheit im Paradiese wiederholt. Und mehr noch als wiederholt ...

Ein jeder kann es tausendfach prüfen und erleben wie der Glaube des Kindes mit dem Stein der Weisen, dem „Wissen" der Erwachsenen zerschlagen und zerstört wird. Es kostet manche Träne und manche Enttäuschung dem Kinde, das sich oft bis tief in die Mannesjahre hinein dagegen wehrt. Und die besten, sie wehren sich bis an ihr Lebensende und geben das Kind in sich niemals preis.

Das Leben des Kindes spiegelt das Leben des Frühmenschen, des noch reinen Menschen im Paradiese, wo er noch unmittelbar wie alle Wesen mit Gott sprach. Die „reißenden" Tiere kamen vertraulich zu ihm, der noch keine List kannte, um sie zu täuschen und sich ihrer zu bemächtigen. Es gab noch keine Lüge, weil sich Wort und Tat noch deckten, vom falschen Wissen noch nicht zerschnitten waren. Noch heute sind die Tiere zutraulich zum schwachen Menschenkinde.

Dann kam der Sündenfall. Damals wie heute. Der Glaube wurde vom Wissen überschüttet und gebar so diese unsere Welt.

Betrachte jedoch nur einmal dein stolzes, weltbedeutendes Wissen etwas gründlicher, du Erwachsener, Emanzipierter! Schon der erste Wurzelschlag griff in ein falsches Wissen und wurde zum Zweifel am Glauben. Glaube aber war die tragende Kraft des ersten göttlichen Menschen. Glaube, ja, Wunderglaube, daß diese Welt ganz beseelt sei, war alles Wissen, und selbst der starre Tod war in diesem spielenden Wunderleben gewichtslos; nur ein Wandelndes in diesem göttlichen Spiel. Da kam der Zweifel, alles „Wissens" Vater. Der Mensch zweifelt an seinem Glauben, an der tragenden Kraft seines Daseins. Somit zweifelt er an seinem Schöpfer, oder, wenn du willst, an der Natur. Und es begann das endlose Ringen um das Wissen vom Zweifel getragen gegen Gott und Natur, der Kampf mit selbstgeschaffenen Sorgen, selbstgeschaffenen Sünden, mit selbstgeschaffenem Guten und Bösen. Unsere zerrissene Seele stand unglücklich zwischen dem kalten und trotzigen Wissen und der Sehnsucht trotz allem zur Kindheit, zum verlorenen Paradies, zum Glücke zurück.

Das biogenetische Gesetz sagt aber noch etwas, es kündet dem Sehenden das Ende in der Menschwerdung: der Greis findet das Kind wieder und begibt sich dadurch wieder in Gottes gütige Hand. Er wird „kindisch", „gar wunderlich", sagen die Klugen und dies in einer Art bemitleidender Geringschätzung.

*

Das Wunder, daß das Kind, das Menschenkind umgibt, entstand ohne dein Hinzutun. Dieser millionenfach komplizierte Organismus, diese göttliche Seele des Kindes, die ganz Glaube ist, ganz in einer Wunderwelt lebt, hast nicht du, Realfanatiker geschaffen. Deine viel gepriesene Vernunft reicht nicht dazu aus, deinem Kinde auch nur ein einziges Haar hinzuzufügen.

Erfaßt du das? Unser Wissen, unser ganzer Ernst, unsere ganze real genannte Welt, ist sie nicht ein Irrgang weg von Gotteskindschaft in die wunderlose Fremde?

Das gläubige Kind will dir nicht nur ein totes biogenetisches Gesetz zeigen, etwa, daß es die Vergangenheit wiederholen m u ß. Es will dir ein lebendes Beispiel sein dafür, was der Mensch in seinem Wesenhaften ist. Es will unter euch gestellt sein mit dem ewigen Mahnwort: dieser Kleinste ist der Größte unter euch!

Und all ihr, die ihr glaubt, die Welt zu gestalten und all ihr, die ihr das Geld zum Gott erhoben, die ihr die Macht anbetet, die ihr Völker führt und richtet, all ihr, die ihr Gottes Welt verunstaltet, die ihr Werte umlügt und Unwerte setzt, eure reale, blutige Welt und darin eure ganze Macht reicht nicht aus, die w a h r e Welt zu zerstören, solange noch Kinder da sind, ja, solange nur eines noch da ist. Des Kindes Glaube sowie jener der Kindhaften tragen diese Welt, das Paradies und seine Märchen, beleben sie und verpflanzen sie auf Kind und Kindeskinder.

O ihr Erwachsenen! Ihr wollt die Kinder den Glauben lehren? Welchen Glauben? Doch nicht den an euren schalen und toten Gott der Zellen und Quanten! Ihr wollt sie formen? Wozu? Doch nicht nach „eurem“ Ebenbilde? Ihr wollt ihnen das Wissen geben? Welches? Etwa das, womit ihr das Lebenswunder aus Leblosem gekommen lehrt? Oder das eures Formelkrams aus Hypothesen und Theorien?

Nun ruft ihr empört: Ja, sollen wir vielleicht an Geister, Teufel und Hexen glauben? Wohlan, laßt das Kind antworten!

Ihr glaubt also an keine Teufel und Hexen und Geister? Aber ihr glaubt doch an eure Diplomaten und Könige. Wer hob diese auf ihre Stühle und Throne? Doch euer Glaube! Ihr glaubt nicht an Hexen? Und an die bemalten Gesichter glaubt ihr nicht? Ihr glaubt nicht an Teufel? Ihr glaubt nicht an Geld, an seine Macht und Herrlichkeit? Ihr verkauft eure Seele dafür, für ein bemaltes Gesicht und für einen Beutel mit weniger als dreißig Silberlingen. Ihr belächelt unsere Spiele, das Steckenpferd, auf dem wir gleich stolzen Reitern einhertraben? Für uns wird der Stecken zum wirklichen Pferd und wir sind darauf wirkliche Ritter, weil wir uns halten und nicht zu Fall kommen. Wie ist es um eure Ritter bestellt? Ihr Sturz ist jäh und tief und erfolgt meist unversehens und gegen ihren Willen. Wer ist nun der wahre Ritter? Wir haben Prinzen. Und eure Prinzen? Wie oft müssen sie um Land und Krone Vagabunden gleich betteln. Und wenn sie ihnen verwehrt werden, sind sie es noch? Was gibt euch das Recht unsere Prinzen und unsere Welt unwahr zu nennen? Wir bauen Paläste, wohl nur aus Sand und Moos, dafür laden wir selbst die ärmlichsten der Tiere, die Schnecken und Käfer darin zum Wohnen ein. Ihr türmt eure Steinbauten bis zum Himmel hinauf, zwingt jedoch eure ärmeren Menschenbrüder nebenan in Höhlen zu hausen. Wir zerstören mutwillig unsere Bauten? Und ihr? Schlagt ihr sie nicht aus Neid und Haß samt Mann und Maus in Trümmer? Wir glauben an Schneewittchen? Ja, wir glauben an ein jedes Menschenkind das Schneewittchen gleich durch die Welt geht. Und euer Glauben an eure Schönen? Er wird vom Schein bestimmt, der nur eine große Leere verhüllt. Wir fürchten uns vor Hexen? Ja, ihr aber verschreibt ihnen eure Seele, nur weil sie euch Lust versprechen. Wenn wir uns zu einem „Kriegsgespräch“ zusammensetzen, so fürchtet ihr um unsere zarte Seele. Das Ende unserer Beratungen ist aber immer der Friede. Und eure Konferenzen und eure Ab-

machungen? Brecht ihr sie nicht noch ehe die Tinte eurer Unterschrift auf den „heiligen Verträgen" getrocknet ist? Werfen wir einen Stein in einen Teich damit es schöne Ringe ziehe, dann gibt es Schimpf und Tadel dafür. Donnern aber eure Bomber mordend über Städte und Länder dahin, so jauchzt ihr über so viel Kraft und Mächtigkeit.

O ihr Klugen, Nüchternen, Erwachsenen! Wie sollen wir Kinder euch so verstehen, eure Worte, eure Taten! Worte, die Unworte, Taten, die Untaten sind. Wir können und wollen sie nicht verstehen. Auch euer Wissen werden wir nie begreifen, weil es ein Wissen ohne Glauben ist. Aber selbst an eurem Wissen haftet der Unglaube, der Zweifel. Darum laßt uns in unserem Märchenland, in diesem einzigen Land der Wahrheit und Wirklichkeit. Und laßt es in uns wirken, damit dieses Kinderland endlich der Welt ihr gottgewolltes Gesicht aufpräge.



Bald stehst du, vielleicht mit deinen Kindern, vielleicht auch ohne Kinder, vor dem heiligen Lichterbaum, du ein großes Kind ... Schäme dich nicht ein ahnungsvolles und freudeahndachtsvolles Kind zu werden unter den Menschenkindern. Schäme dich aber ein nur konventionelles Fest zu feiern. Denn dieses Fest ist das einzig heilige, denn es ist das Fest der Kindwerdung Gottes ... der Menschenkindwerdung Gottes. Nenne es, wie du willst: Wiedergeburt des Lichtes, Geburt der Liebe, Geburt dessen, der sich Menschensohn nannte, immer aber sollst du tiefinnerst fühlen, es ist das einzige Wunder dieser Welt, denn es schließt alle Wunder der Welt in sich. Feierst du das Wunder Licht, so vergiß nie, daß Er sich so nannte: Ich bin das Licht der Welt. Feierst du Ihn, dann vergiß nie, daß Er sagte: Ihr seid das Licht der Welt.

Wunder umgeben dich, unzählige, Märchen umgeben dich, zahllose, nur öffne deine Augen und freue dich ihrer. Du sollst ja im Lichte neugeboren werden und das Licht ist in dir genau so wie dort draußen. Erwarte keine Wunder, denn alle Wunder umgeben dich ja, nur empfinde sie auch endlich. — Das Dunkle. Ja, euch Ungläubigen wird nie ein Wunder gezeigt werden, es sei denn ihr seid die Träger, in euch ruhen die Wunder. Glaubt nur und Berge werden versetzt, glaubt nur, so gläubig, daß euer Wort wieder eins mit der Tat werde, und nicht zum Unwort, und ihr werdet das Paradies wieder entstehen sehen und „ihr werdet den Himmel offen sehen und Gottes Engel auf- und niedersteigen über dem Menschensohn".

Goethe sagt, uns trennt nur eine papierene Wand vom Himmelreich, der Mensch muß nur den Mut und die Kraft besitzen, um sie zu durchstoßen. Das kleinste Kind hat die Kraft — und du Erwachsener?

Du stehst vor dem Heiligtum, vielleicht sorgenumwölkt und denkst an deine selbstgeschaffenen toten, realen Dinge? Dort schau dein Söhnchen, wie weit seine glänzenden Augen aufgetan sind um all das Licht, Freude und Glück in sich zu trinken! Gott offenbart ihm jetzt seine Welt! So ist sie, wie es der Kleinste sieht und nicht anders. Tausend lebende, gute Geister umgeben den Kleinsten, tausend Wunder sind da und alle Wunder sprechen von ihrem Vater, dem himmlischen Licht. Der Himmel aber steht offen in der lichtgetränkten Seele des Menschenkindes.

MOTTO

„Ich habe nichts, wovon ich sagen möchte, es sei mein eigen. Fern und tot sind meine Geliebten, und ich vernehme durch keine Stimme von ihnen nichts mehr.

Mein Geschäft auf Erden ist aus. Ich bin voll Willens an die Arbeit gegangen, habe geblutet darüber, und die Welt um keinen Pfennig reicher gemacht.

Ruhmlos und einsam kehre ich zurück und wandere durch mein Vaterland, das, wie ein Totengarten, weit umherliegt, und mich erwartet vielleicht das Messer des Jägers, der uns Griechen, wie das Wild des Waldes, sich zur Lust hält.

Aber du scheinst noch, Sonne des Himmels! Du grünst noch, heilige Erde! Noch rauschen die Ströme ins Meer, und schattige Bäume säuseln im Mittag. Der Wonnegesang des Frühlings singt meine sterblichen Gedanken in Schlaf. Die Fülle der allebendigen Welt ernährt und sättigt mit Trunkenheit mein darbend Wesen.

O selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschieht, wenn ich mein Auge erhebe vor Deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Tränen, die ich weine vor Dir, der Geliebte vor der Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blicke ich oft hinan an den Aether und hinein ins heilige Meer, und mir ist als öffnet ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eins zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eins zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der

Woge des Kornfeldes gleicht.

Eins zu sein mit allem was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseligt, verschönert die Welt.

Auf dieser Höhe stehe ich oft, mein Bellarmin! Aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl, die ewige, einige Welt ist hin; die Natur verschließt die Arme, und ich stehe wie ein Fremdling vor ihr und verstehe sie nicht.

Ach! wäre ich nie in eure Schulen gegangen! Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich töricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne.

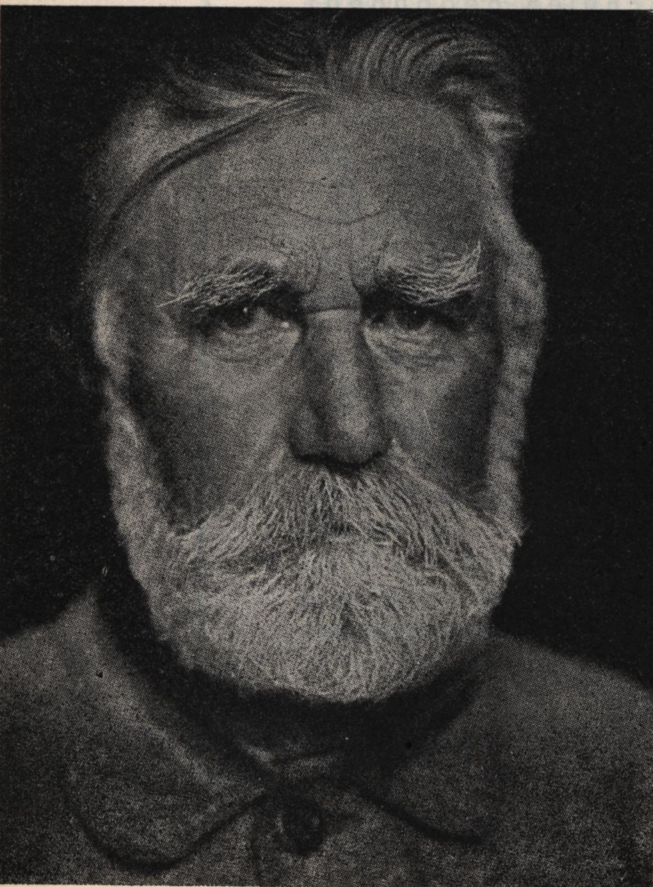
O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab!"

Hölderlin: Hyperion.



Noch

und



wieder

DIETER VOLLMER:

... so ihr nicht umkehret —

Im Anfang seines geistigen Werdeganges, im Ursprung des Seins hat der Mensch Gott, die Welt und sich selbst als ein unteilbares Ganzes empfunden, ohne darüber nachzudenken, ja, ohne dieses selbstverständliche Empfinden auch nur ins Bewußtsein zu erheben. Er hat aus diesem Gefühl der Ganzheit, der All-Einheit eine heute unvorstellbar gewordene Sicherheit der Lebensführung geschöpft. Zahlreiche Legenden beschäftigen sich damit zu erzählen, wie der Mensch diese innere Heimat verloren hat, wie aus dem heilen der verstörte, aus dem ganzen der gespaltene Mensch wurde. Die verbreitetste Legende ist die Erzählung von der Austreibung aus dem Paradies. Der Mensch aus der Nähe Gottes in eine gottferne Welt verbannt, ist hinfort in sich selbst gespalten. Halb ist er Gottes, halb der Welt zu eigen.

In jedem Kinde wiederholt sich dieser Vorgang. Eine gespaltene Umwelt, eine Erziehung durch innerlich gespaltene Menschen reißen es aus unbefangener Einheit mit dem All heraus und treiben Keil auf Keil in sein Wesen.

Aber die Sehnsucht bleibt, die Sehnsucht nach der Heimat, in der Blatt und Vogel, Wind und Gott, Sonne und Mensch nur ein Wesen hatten, die Sehnsucht nach dem Heil der Ganzheit.

Was uns daher trotz allem am Menschen immer wieder liebenswert erscheint, das sind die letzten verstohlenen Zeichen von Ursprünglichkeit. Die schöne Anmut dieser Ursprünglichkeit, nicht nur in der leiblichen, auch nicht nur in der seelischen Bewegung, sondern in der Verschmelzung beider, in der die eine nur ein Ausdruck der anderen ist, wird uns in der Beobachtung junger Menschen immer wieder zum tröstenden Erlebnis. Diese ursprüngliche Anmut am Menschen ist liebenswerter, als alle Errungenschaften seines Geistes, es sei denn, daß ihn dieser am Ende wieder zur Ursprünglichkeit zurückführt.

*

Ich habe einmal einen Bauernjungen in Rußland einen Arm voll Heu aufnehmen sehen. Ach, wie armselig drücke ich mich da aus! Das Heu nahm ihn. Er gab sich dem Heu hin, schmiegte sich hinein, umschlang es mit beiden Armen und schwang sich dann rückwärts empor. Es war die schönste Bewegung die vollendeteste Form, die ich je sah.

Und dann, später, sah ich Kreutzberg tanzen!

So wie der vollendete Zeichner auf der Höhe seiner inneren Reife mit wenigen, vielleicht mit einer Linie eine Landschaft oder ein Antlitz deutet, so läßt uns Kreutzberg mit einer kleinen Bewegung den Kosmos, ein Weltbild, eine Religion erleben. Alles, was ich je über natürliche Ursprünglichkeit, über die große, einfache Linie gedacht und empfunden habe, fand hier

seine glücklichste Bestätigung. Eine tiefe Frömmigkeit sprach aus Tänzen wie „An die Erde" oder „Sternenbild", eine ganze Lebenshaltung aus der einen kleinen, vollendet natürlichen Schlußbewegung, dem Wandel vom Knien zum Hinsitzen in „An die Erde". Das Ergreifendste und zugleich Spannendste für mich aber war, daß hier mit vollem Bewußtsein, ausgefeiltester Technik und einem ganzen Leben voller Erfahrung jene absolute formlose Ursprünglichkeit zurückgewonnen wird, die doch höchste, vollendete Form ist, und die am Anfang war. Hier ist die Heimkehr gelungen, die Wiederverbindung mit dem Ursprung, die religio im wahrsten und tiefsten Sinne des Wortes. Für einzelne begnadete Menschen gibt es also doch noch ein Zurück zur All-Einheit.

Was der Bauernjunge in Rußland noch kann, das kann Kreutzberg wieder. Aber welch ein gewaltiger Bogen liegt zwischen diesem Noch und diesem Wieder! Welch ein Lebensbogen, welch eine Fülle von Erkenntnis und Erfahrung, von Leistung und Leid! Hier ward vollendet, was dem Menschen zu vollenden gegeben ist, der Weg vom Ursprung her, wieder zum Ursprung zurück, von der unbewußten Ursprünglichkeit des reinen Toren zur bewußten Ursprünglichkeit des Weisen, von der Ganzheit über alles Bewußte, Trennende, scheinbar Gegensätzliche hinweg wieder zur Ganzheit zurück. Die Heimkehr in die Harmonie ward hier vollendet, in das Einssein mit dem All, in das verloren gegangene Paradies.

Mit den Worten Hölderlins: „Es gibt zwei Ideale unseres Daseins: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsere Bedürfnisse mit sich selbst und mit unseren Kräften, und mit Allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zutun gegenseitig zusammenstimmen (noch), und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe stattfinden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben imstande sind (wieder).

Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im allgemeinen und im einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum anderen (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu sein."

*

Am Anfang der Entwicklung des menschlichen Bewußtseins steht also, um es noch einmal zu wiederholen, das unbewußte, instinktiv gefühlte innere Wissen von der Ganzheit des Lebens. Im Glauben beginnt es sich langsam zum Bewußtsein zu erheben. Glauben ist noch halb Fühlen, halb schon Wissen. Er ist die erste Stufe in der Entwicklung unseres Bewußtseins. Er ist noch ganz unkritisch. Aber das unkritische Verhalten dauert nicht lange an. Mit wachsendem Bewußtsein stellen sich die ersten Zweifel ein (Zweifel von zwiefalt), beginnt das Denken und mit dem Denken die erste Bewußtseinsspaltung in Denken und Fühlen. Hier hat der Dualismus — oder besser: haben die Dualismen, denn es sind ihrer viele — ihren Ursprung, und in diesem Sinne sind wir heute alle chizofren. Im dritten, kritischen, analytischen Stadium gewinnt das Denken endgültig Uebergewicht über Empfindung, Glauben, Instinkt. Die Berechnung gewinnt Uebergewicht über die

Haltung und so fort. Alles wird in den Bereich des Bewußtseins gezerrt und analysiert. Damit tritt aber auch die entscheidende Krisis des Bewußtseins cin, wie wir sie heute etwa in der Philosophie des Existenzialismus erleben. Auf diese Krisis kann nur noch das Chaos folgen, oder aber sie wird von der bisher nur erst von wenigen Köpfen erreichten vierten Stufe überwunden, von der Synthese, von der Vollendung, in der sich das Denken, das Bewußtsein so weit kultiviert, daß Erkenntnis an Stelle des Glaubens tritt und die verloren gegangenen irrationalen Werte bewußt, rational wieder einsetzt. Das bedeutet Ueberwindung aller Dualismen, bewußte Erkenntnis von der Ganzheit, Einheit der Welt und des Lebens, die einst unbewußte Gewißheit war. Diese Gewißheit, für die die Empfindung aber inzwischen verlorengegangen war, wird nun bewußt erkannt, geachtet und angewendet. Das bedeutet Wiedergewinnung der Harmonie und Beginn der Weisheit im höchsten Sinne. Zwar bleibt die einmal geschehene Aufspaltung des Bewußtseins unser Schicksal, mit dem wir fertigzuwerden haben, so oder so. Aber der Erkenntnis von der Ganzheit, der All-Einheit als unserem unbewußten Ursprung folgt früher oder später die Erkenntnis von der Ganzheit, der All-Einheit als unserem ganz bewußten Ziel. Daß es sich dabei nicht um Unerreichbares handelt, beweist unter anderem noch das mittelhochdeutsche Wort „lip", das nicht etwa Leib, sondern noch Leib und Seele zugleich bedeutet hat, die ganze, lebendige Person (Wilhelm Stapel im „Parsival").

*

Aber, so lautet die Frage, die nun folgen muß: kann denn vom Verstande her dieser Dualismus überwunden werden? Nur vom Verstande her?

Es ist die entscheidende Frage, die nur mit einem Bekenntnis beantwortet werden kann.

Mein Bekenntnis heißt: Ja!

Es wäre doch sinnlos, einen Kompromiß zwischen Verstand und Empfinden, zwischen Intellekt und Instinkt schließen zu wollen, nachdem die Spaltung — wie schon gesagt — nun einmal Tatsache geworden ist. Damit bliebe man zwischen den Polen stehen und erhöbe sich nicht über sie. Es kommt aber doch darauf an, die höhere Ebene zu erreichen, von der aus gesehen die scheinbaren Gegensätze der verschiedenen Dualismen nicht mehr als Gegensätze erscheinen (zum Beispiel: Tod — Leben, Materie — Idee, Freiheit — Bindung).

Zwischen den Polen eines Magneten empfinden wir an uns selber Anziehung und Abstoßung, Gegensätzlichkeit, Polarität. Mit dem nötigen Abstand über den Polen aber vermögen wir das geschlossene Kraftlinienfeld zu erkennen, in dem sich die Pole vereinen. Und damit erst erkennen wir das eigentlich Wesentliche.

Um aber diese Ebene der Betrachtung zu erreichen, bedarf es eines ganz bewußten inneren Aufschwungs, eines bewußten Willensaktes, der nur vom Verstande her, stufenweise vorgehend, möglich ist. Am Anfang steht dabei die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit eben dieses Verstandes, der also seine eigenen Grenzen zu erkennen hat. Die nächste Stufe ist die bewußte, einsichtsvolle Erkenntnis von der lebensnotwendigen Rolle, die einmal der

Instinkt, das Gefühl gespielt hat, kurz, die Erkenntnis vom Wert des Irrationalen, das damit in seiner Bedeutung als notwendige Kraftquelle aus dem Bereich des Unbewußten heraus in den Scheinwerferkegel des Bewußtseins gezogen, oder, besser gesagt, von der Strahlung des Bewußtseins durchdrungen wird. Aus allem, was bis dahin noch Ahnung und Glaube war, wird also nun bewußte Erkenntnis, Wissen! Aus allem, was noch Trieb war, wird Wille! Aus allem, was noch Intuition war, werden Gedanken! Dieses ist die entscheidende Wandlung, die jeder von uns durchmachen muß, der höher hinauf will. Es bleibt uns nur dieser Weg, die Analysierung unseres eigenen Unterbewußtseins, der geheimsten Quellen unseres Seins, da sie einmal begonnen hat, ganz zu vollenden, um über sie hinaus wieder zur Synthese zu gelangen. Die ganze Persönlichkeit muß bewußt werden bis in das letzte, tiefste Winkelchen ihres Seins hinein. Und nun erst ist es möglich, den letzten Schritt zu tun und die ursprüngliche Harmonie im eigenen Leben wieder herzustellen, durch planmäßige, bewußte Ordnung und Lenkung der so erkannten inneren Kräfte und durch ihre ständige Kontrolle mit Hilfe des Verstandes (bei stets anhaltender kritischer Selbstkontrolle dieses Verstandes).

Das ist höchste und letzte Form der Selbsterziehung. Man sagt, das Carus es darin noch weiter gebracht hätte als Goethe, aber wir können diejenigen ohne Schwierigkeit zählen, die es überhaupt bisher annähernd dahin gebracht haben. Eines ist sicher: ein Verstand, ein Bewußtsein, die sich so hoch entwickelt haben, die auch die geheimen Weisungen und Warnungen des Unterbewußtseins, der Empfindungen, des Instinktes in das helle Licht der Betrachtung gerückt und zu ihnen eine Einstellung gewonnen haben wie zu einem gleichberechtigten Gesprächspartner, in gegenseitiger, kritischer, vielleicht sogar ein wenig skeptischer Kontrolle, ein solcher Verstand und ein solches Bewußtsein werden dann auch unserem Argwohn entwachsen sein, die ihnen bis dahin aus der Zeit unserer unglücklichen Zerrissenheit her noch angehaftet haben mögen.

HERBERT KÜHN:

Seht, das verlorene Paradies!

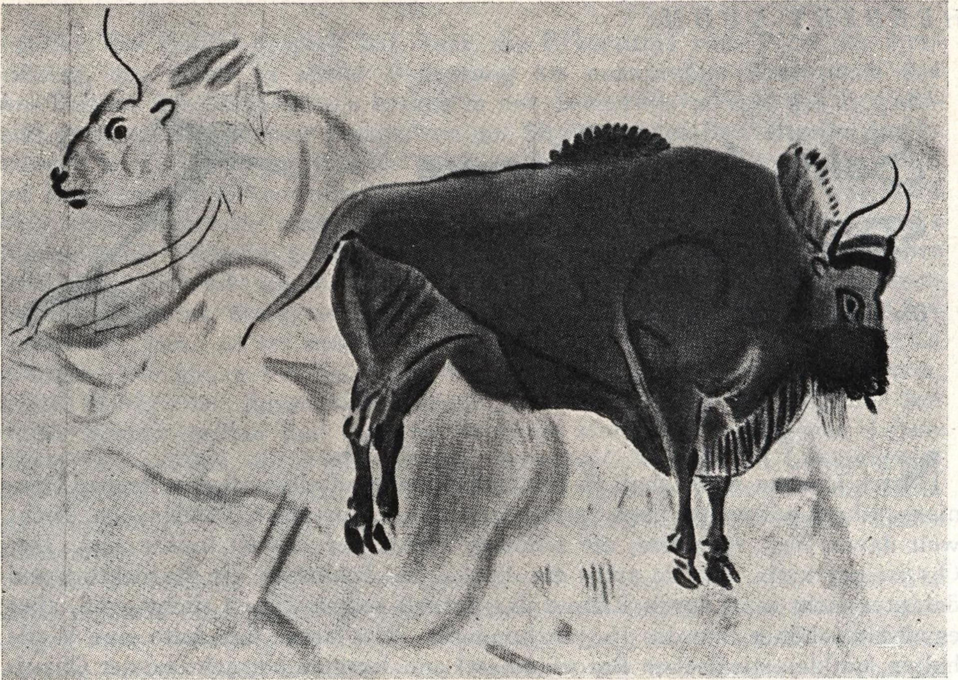


Die eiszeitlichen Höhlengemälde von Alta Mira

Nach kurzem Aufenthalt in San Sebastian, dem elegantesten Seebad Spaniens, fahren wir weiter nach Santander und von dort nach Torrelavega. Nicht weit davon liegt Altamira, die schönste Höhle der Eiszeit, unser Ziel. Der Ort ist nur klein, und da steht das Portal des Schlosses, ein Barocktor, und dahinter sieht man durch Bäume das Schloß selbst. Es ist nicht groß, aber es ist ein schöner Bau des 16. Jahrhunderts. Wir lassen das Auto eine Weile halten, um den spanischen Barock eines Landsitzes zu betrachten; der Chauffeur holt den Schlüssel der Höhle ab, und dann fahren wir weiter. Es geht über Wiesen, über Felder, die Landschaft ist jetzt ganz flach und völlig eben — da hält das Auto auf weitem Feld, und wir sind an der Höhle.

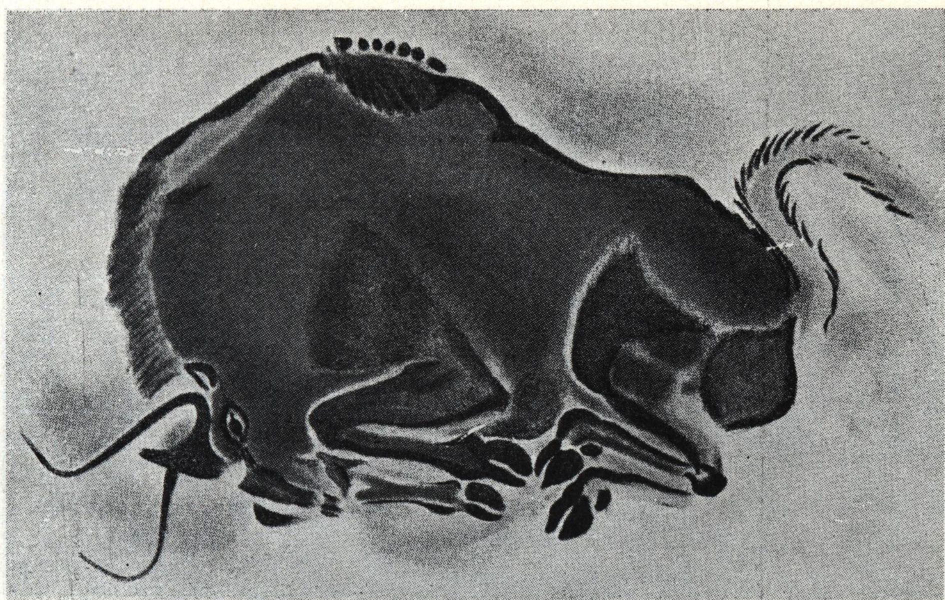
Es geht von der flachen Wiese aus schräg in die Erde hinein, ein niedriger Zugang, dann steht man vor einem eisernen Tor. Der Chauffeur schließt auf, er zieht die Tür zurück, die Azetylenlampen werden angezündet, ein paar Schritte, und wir stehen gleich in dem großen Saal. Zuerst müssen sich die Augen an die Dunkelheit und an das schwache Licht gewöhnen, dann erkennt man langsam: ein großer Höhlenraum mit einer in vielen Buckeln flach gewölbten Decke, ein schräg ansteigender Boden, und plötzlich sehe ich die Fülle der Malereien. Die Buckel beginnen zu leben: der eine trägt das Bild eines stehenden Bisons, der andere das eines zusammengebrochenen Tieres. Der eiszeitliche Künstler hat die Unebenheiten der Decke als Relief verwendet. So ist das Bild Malerei und Relief zugleich, und es ist eigentlich unmöglich, es abzubilden. Hier steht die Hirschkuh, ein Bild, eineinhalb Meter lang, meisterhaft in den Umrissen, in der Zeichnung, in der Malerei. Und hier der Bison, wie getroffen vom Speer, ein Bild, das man nie vergißt, wenn man es einmal gesehen hat. Wie das Tier den Kopf senkt, wie die Hinterbeine untergeschlagen sind, wie das Fell leuchtet und lebt, wie das ganze Tier im Raum steht, wie das Bild in die Tiefe geht, und wie die Farben die Schwierigkeiten meistern, das ist wie ein Wunder, wenn man daran denkt, daß das Bild 20 000 bis 10 000 Jahre alt ist, daß es zu dem Aeltesten gehört, was wir auf der Erde kennen, daß es Jahrtausende vor dem Erwachen Mesopotamiens, Aegyptens, Chinas geschaffen wurde.

Wir stehen überwältigt. Und ich denke, von allem, was du gesehen hast, ist das hier das Größte, das Erhabenste, das Unvergeßlichste. Ich denke an



Altamira bei Santillana, Santander. Wandmalerei in Rot, Schwarz und Braun. Urrind und weiblicher Bison. Länge des Bisons 1,67 m.

die Capella Sixtina in Rom, an die sixtinische Madonna in Dresden, denke an die Mona Lisa in Paris und an das erschütternde Altersbildnis Rembrandts im Haag, denke an den Tizian in Berlin und an Fra Angelico in Florenz, denke an die berühmten Bilder der chinesischen und japanischen Maler. Die großen und ewigen Bilder der ganzen Kunst der Welt gleiten vorüber, Höhepunkte der Menschheit, größte Augenblicke des abendländischen Lebens — aber diese Bilder gehören dazu, sie gehören zu dem Mächtigsten, was Menschen in der Welt geschaffen haben. Es ist nicht nur das Alter, nicht der Gedanke, daß die Bilder der Eiszeit angehören, einer Epoche, die unvorstellbar lange vor unserer Zeit liegt, es ist nicht nur der Umstand, daß sie an der Grenzregion der Menschheit stehen, daß sie im Erwachen des Lebens geschaffen sind — es ist auch das Bild selbst in Form, Farbe, Leistung. Diese Bilder bestehen neben dem Besten. Sie haben ihren eigenen Stil, ihren eigenen Rhythmus, ihr eigene Art der Gestaltung und zeigen volle Beherrschung der Form; sie tragen den Stempel der Souveränität des Schaffenden. Die Absicht des Künstlers ist gleich dem Geschaffenen, die Aufgabe ist gleich



Altamira bei Santillana, Santander. **Bison, zusammengebrochen.** Malerei in hellem Rot, Braun und Schwarz, Größe 1,40 m.

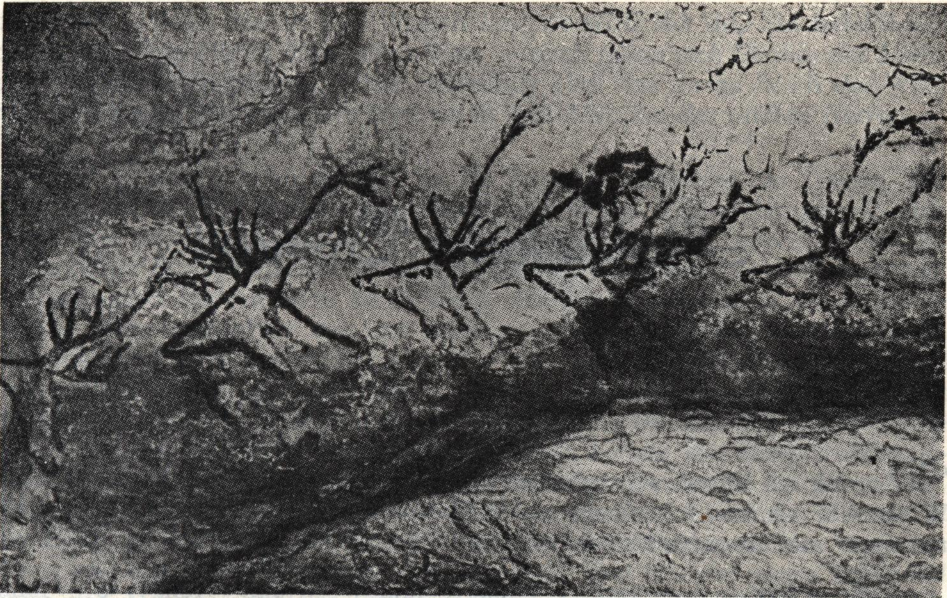
dem Erreichten, und das ist es, was das Beglückende ausmacht für den Beschauer. Auch wenn diese Bilder steif und feierlich wären, wie die ägyptische, die mesopotamische, die byzantinische Kunst, könnten sie in ihrem Sinne vollkommen sein, und wir sind in der Lage, auch die Qualität in ganz fremden Stilen der Kunst zu werten, in chinesischer, in japanischer, in mexikanischer, peruanischer Kunst. Nicht der Stil ist es, der uns allein so anspricht und so anzieht, es ist auch nicht das Alter, es ist vielmehr etwas, was jenseits steht von Ehrwürdigkeit und Stil -- es ist die Leistung, die Qualität. Auch in der Eiszeit gibt es gute und schlechte Bilder, gelungene und mißlungene Malereien und Plastiken — aber das, was hier vor uns steht, ist wirkliche Vollendung, ist Meisterschaft. Ich trete näher heran an die Bilder und blicke auf die Farbe. Damals war die Höhle noch nicht ausgegraben wie heute nach Obermaiers großen Grabungen, und der Weg für die Besucher war noch nicht geschaffen. Damals konnte man noch die Bilder berühren. Ganz vorsichtig lege ich die Finger auf die Farbe und fühle, sie ist feucht und fettig und ganz dick aufgetragen, so dick, wie man heute nur selten malt. Ich tupfe die Farbe



Lascaux, Dordogne. **Wildpferde, Steinböcke, Fallen.** Malerei in Braun, Gelb, Rot, Schwarz. Größe des Ausschnitts etwa 3 m.

auf ein Papier und sehe, daß sie tiefrot ist, viel röter, viel leuchtender als man denkt, wenn man sich Felsbilder vorstellt. Fast keine der Reproduktionen gibt diese Frische, diese Tiefe der Farben wieder; das Schwarz ist tiefschwarz und das Rot ist leuchtend rot. Man kann wirklich glauben, die Bilder seien gestern gemalt worden, und die Zweifel, die man zuerst diesen Malereien gegenüber hatte, sind wohl zu begreifen.

Ich setze mich auf einen Stein und sehe auf zu den Bildern. Hier hat der Maler der Eiszeit gestanden, hier hat er die Farben gemischt und auf die Wand mit dem Pinsel aufgetragen. Mit dem Finger hätte er diese feinen Linien nie ziehen können. An keiner Stelle ist der Umriß führend, nirgendwo ist die Umreißung das Entscheidende, alles ist von den Innenteilen der Formen her gesehen; es ist so gemalt, daß das Malerische das Ziel der Gestaltung ist, nicht das Zeichnerische, das Lineare. Ich überlege, mit welchem Stil der neueren Zeit man diese Kunst vergleichen könne, und ich erkenne: nur mit dem Impressionismus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, dem Impressionismus, der die ähnlichen Probleme kannte und zu meistern



Lascaux, Dordogne. Schwimmende Hirsche. Malerei in Schwarz. Größe 5,50 m.

suchte — die Vorherrschaft der Farbe gegenüber der Linie, die Tiefenerstrekkung im Raum, das Plötzliche und Augenblickliche des Lichtes, das Momentane der Bewegung.

Hier in dieser Höhle wurden die Tiere bezaubert, hier tanzte der Magier, hier tanzte die Horde, hier wurde das Bild besprochen, auf das Bild geschossen, mimisch oder auch wirklich. Ein Raum der Kunst, ein Raum der Religion, wie die Capella Sixtina, wie die Arena-Capella in Padua mit den Fresken des Giotto.

Ich gehe umher, sitze hier und sitze da und will das Wunder immer von neuem mit Händen packen, um es nie zu verlieren und nie zu vergessen. Und ich weiß: dies ist ein gesegneter Tag, der Tag, an dem es mir vergönnt ist, Altamira zu sehen — Traum, den ich so lange träumte, Hoffnung, die sich nun endlich erfüllt.

(Aus Herbert Kühn, Auf den Spuren der Eiszeitmenschen, Eberhard Brockhaus-Verlag, Wiesbaden. Siehe auch unsere Buchbesprechung auf Seite 902).

WILLIAM QUINDT:

Afrikanische Trommel

War ich ein Vogel, war ich eine Wolke? Ich trieb mit dem Wind. Ja, eine Wolke war ich, und ich segelte dahin über unermeßliche Wälder. Sie rauschten unter mir, rauschten sie nicht einen Choral?

Tom — tom — o — tom — — tom — tom — — tom — tom — o — tom! Nein, es war Yala, die zu meinen Füßen saß und die Trommel schlug. Yalas dunkle Augen sahen mich an, Yala lachte: „Ich kann auch den Feuerzauber, Uarra Jelema, und ich kann meine Seele reisen lassen mit dem Wind!" Tom — tom — — o — tom! War es Yalas Zauber, der mich hob und von hinnen führte?

Ich segele dahin, unter mir singen die ewigen Wälder im dunklen Choral, die großen Wälder Afrikas. Die endlosen Wälder, vom sanften und schwülen Wind des Aequators bewegt, singen mir das alte, sehnsüchtige dunkle Lied der ewigen Erde, den rauschenden Choral der Wildnis, die brausende Hymne der Urheimat alles Lebendigen. Wie ein dunkler Orgelton steht das Rauschen in der silbernen Mondnacht, den Kontinent mahnend und knechtend.

Tom — tom — o — tom! Tief unter meinen Füßen breitet sich das Land. Ein gewaltiger Eolith, nach dem die Finger Eurasiens greifen — so liegt der Kontinent Afrika im blauen, rauschenden Kranz der vier Meere. Der Kiel des weißen Mannes durchpflügt die Ozeane, gesichert ist seine Macht über den fremden Erdteil. Aber immer noch liegt die Kalahari auf der Lauer, mordbereit wie ihre große Schwester im Norden, die Sahara. Noch sind die großen Wälder des Kongo geschützt durch das glühende Schwert des Aequators, noch immer pocht hier das Herz des geschändeten Erdteils, und noch immer ist hier, auf der Steppe, die die Wälder grenzen, das glückhafte Reich der Tiere.

Tom — tom — o — tom! Noch zieht der Elefant schaukelnden Schrittes durch die Savanne, Kudu und Bongo äsen am Waldrand, und der Gorilla ruft sie aus seinem Baumsitz an. Schimpansen hausen in Rudeln, das Nashorn suhlt sich, und das Flußpferd trägt sein Junges über den Strom. Noch weidet das Riesen-Elen, noch zieht der Springbock in unabsehbaren Scharen, noch schmatzt das Pinselohrschwein im sumpfigen Wald, noch frißt der Honig-

dachs den wilden Bienen ihre Waben leer, noch rasselt das Stachelschwein dreist und ohne Furcht über jeden Weg — noch teilen sich Simba, der Löwe, und Jaji, der Hyänenhund, in die Herrschaft über das ewige Reich der Wildnis, schlemmen Schakale und Hyänen in den Abfällen der großen Herren.

Tom — tom — o — tom! Es ist die kurze Dämmerung der Tropen. Der heiße Wind aus der Sahara harft durch den Wald, daß er braust wie eine Orgel aus allen Registern. Yala, eine schlanke, silberne Leopardin, wildert im niederen Busch zwischen Wald und Steppe. Ihr langer Schweif streichelt ihre schmalen Lenden, eine kurze Weile sitzt sie und späht in die Savanne hinaus. Dann wendet sie sich und schlendert unlustig wieder dem Walde zu. Jählings dann steht das räuberische Tier wie versteint und lauscht dem bald lauten, bald leisen Summen, das aus dem Aestegewirr eines gewaltigen Baobab kommt, der in einsamer, gigantischer Größe aus der Waldscheide ragt. Yala, die Leopardin, weiß: dieses Summen kommt von einem versprengten Rudel Guereza-Affen, die sich den Brotbaum zur Nachtruhe erkoren haben. Schnell wie ein Gedanke fliegt die Räuberin an dem fleischigen Stamm in die Höhe, ist auf dem Ast und schlägt drei der schwarzweißen, seidenen Affen, ehe das Rudel weiß, was ihm geschieht. Erst wie der vierte schreiend unter den Morddolchen der Leopardentatze verzuckt, springen die anderen kreischend vom Baum herab und flüchten zeternd durch die Buschzweige dem nahen Walde zu.

Tom — tom — o —tom! Aufrauschend nimmt der weite Wald die Flüchtenden in sein bergendes Dämmern, und aus seiner dunkel dröhnenden Tiefe antwortet dem Affenschrei der Ruf der Kreatur, die sich zum Schlafe niedergetan. Nahe brüllen die Gorillas auf und trommeln sich mit harten Fäusten die Brust, daß es weithin schallt. Aus seiner Suhle grollt der rote Büffel, die Schweine grunzen, ein Zebrahengst bellt im Busch, aus dem ein Rudel Säbelantilopen flüchtet in weiten Sprüngen — hinaus in die Steppe, aus der fernher die grelle Trompete der Elefanten dröhnt ...

Tom — tom — o — tom! Dunkel rauscht der Wald, und sein Rauschen gleicht einer mächtigen Melodie, in welche die Tierrufe sich mischen wie Rufe der Sehnsucht, wie die Rufe derer, die ängstlich klagen müssen um ihre Heimat und um ihren Frieden.

Tom — tom — o — tom! Wie ein Choral singt es dunkel und gewaltig durch die Steppe. Aus seiner Höhle in dem versprengten, von Jahrhunderten verwitterten und zerfressenen Felsen, der sich jäh aus dem dürren Gelbgras der Steppe hebt, schiebt sich langsam der alte Löwe in die Dämmerung hinaus. Er gähnt, er streckt sich, dann lauscht er scharf in die Weite. Er hört den Ruf der Wälder, er antwortet ihm. Stark drückt er den mähnenumzotteten Schädel zurück, seine Dolchzähne gleißen auf — und der gewaltige Schrei des Tierkönigs dröhnt in das weite Land. Schlank und golden schlüpfen aus den Felslöchern die Löwinnen, umdrängen ihren Herrn und stimmen ein in seinen Ruf. Fern, fernher wird ihnen Antwort — und während die Sterne nun aufglimmen im hohen samtweichen Himmel, dröhnt durch den weiten Kon-

tinent der Löwenruf — vom großen Djoliba bis zur Soa-Pfanne, vom Kenia bis zum Tschad.

Tom — tom — o — tom! Ich bin keine Wolke, ein Schopfadler bin ich, stählern blau, ich schraube mich aus dem Wald in die Luft. Ich ziehe einen weiten Kreis und schraube mich höher. Die Wildnis hat mich ausgeschickt, mit meinen goldenen Augen schauen die Wälder über ihr Reich. Für die Wälder halte ich Ausschau nach all den Menschen und Tieren Afrikas, die Wald und Wildnis wohl verlassen haben, sie aber nicht und niemals verleugnen können aus ihrem Herzen.

Tom — tom — o — tom! Ich ziehe meine Kreise über dem Kontinent — was die weiße Wolke sah, ist längst nicht mehr, ist längst dahin. Der Erdteil trägt den Stempel des weißen Mannes. Die Wildnis ist gemordet. Noch birgt sich hier und da der Elefant im hohen Rohr, noch jagt vereinzelt der Löwe. Aber die Tiere leben längst nicht mehr in der Freiheit, sind nicht Herren mehr über die Weite, sind nicht Könige mehr in ihrem Land. Sie werden geduldet in großen Parks, in umzirkelten Resten der einstens unendlichen Wildnis, die der weiße Mann vor sich selbst gerettet hat.

Tom — tom — o — tom! Nur die großen Wälder des Kongo, geschützt durch das glühende Schwert des Aequators, sind noch nicht ganz gestorben. Aber zahllose Meiler rauchen in ihnen, Holzkohle brennt man aus den Stämmen der Waldriesen — auch mit Holzkohle kann man Geld machen — und an den Waldrändern lungern Ladies und Gentlemen mit Autos und Zielrohrbüchsen auf der Trophäenjagd. Ueber das grüne Meer donnern die Flugzeuge mit Post und Passagieren, spähen alle Winkel aus und dulden kein letztes Geheimnis mehr im afrikanischen Land.

Tom — tom — o — tom! Im Herzen des Sumpfwaldes, dort, wo er undurchdringlich ist, gefährlich und todbringend, hockt zur Nacht, ohne Feuer, ohne Licht, ein Rudel kleiner Menschen dicht beisammen, Pygmäen, Urwaldzwerge.

Tom — tom — o — tom! Sie leben seit Jahrtausenden im Dämmer des Waldes, sie haben den Gorilla besiegt und den mordlustigen Leoparden. Sie haben ihr Leben gelebt und haben ihren dunklen Göttern gedankt dafür alle Tage. — Jetzt aber ist die große Furcht über sie gekommen, sie drängen sich aneinander und sehen mit weiten Kinderaugen verschreckt in das Dunkel ringsum. Sie haben die gewaltigen, donnernden Vögel gesehen, sie haben die Nilpferdpeitsche pfeifen gehört an den Meilern der Holzbrenner, sie sahen die weißen Zelte der Sportjäger am Waldrand. Sie wissen, daß der Wald sich fürchtet wie sie, daß in ihm, der sonst die Stätte aller freien Kraft gewesen ist, nun das Grauen wohnt, das Grauen dessen ohne Schuld, der weiß, daß er mit dem blanken Beil gerichtet wird.

Tom — tom — o — tom! Eng aneinander drängen sich die Zwerge im nächtlichen Dunkel, das kein Mond, kein Sternbild erhellt. Wenn sie einander wärmen, spüren sie weniger ihre Verlassenheit.

Dann hebt eine junge Frau an zu singen. Sie singt, wie ein Tier klagt, hoch und zwitschernd, wie ein Vogel weint um seine Jungen, die der Marder geholt. Die Männer fallen ein — aus dem Dunkel der Urwaldnacht steigt die letzte Klage der Wildnis, die sterben muß.

Tom — tom — o — tom! Und aus dem rauschenden Dunkel des tiefen Waldes kommt Antwort, kommt der Ruf der tierischen Mitgeschöpfe: der wilde Gorillaschrei, das Raunzen der Leoparden, ein ferner Löwenruf, eine harte Eulenklage. Die Wälder rüsten sich zum Sterben — tom — tom — o — tom — die Wälder weinen.





J. J. v. LEERS:

Das alte Licht

Drüben, im lieben alten deutschen Lande werden nun die Tage still, der Schnee treibt, die Lichterbäume leuchten — und ein ganz klein wenig Friede und Freude mag in die verdüsterten, verquälten Herzen unseres armen Volkes einkehren, das unter dem Untergang und der Zerreißung unseres geliebten Vaterlandes leidet und stumm geworden ist.

Es ist Weihnachten geworden — und ein wenig von der stillen, warmen, leuchtenden Freude kehrt in die Herzen der Menschen ein, von jener Freude, die wir empfinden, wenn wir schenken dürfen und wissen, daß andere sich daran freuen.

Und das ist wohl das Ewige an Weihnachten, an dieser leuchtenden, einmaligen Stunde im Jahre, die wir mit dem Lichterbaum herausheben aus allen Jahresstunden — das an einem Abend im Jahre diese stille Freude im kleinen und kleinsten Kreise da ist.

Ueber unendlich vielen deutschen Häusern liegt an diesem Weihnachten ein schwerer Druck und eine schwere Last — Druck und Last eines niedergetretenen Landes, eines geteilten, vergewaltigten, tief verzweifelten Volkes, einer geknebelten Seele — furchtbare Hoffnungslosigkeit und Gottesferne.

Und doch stehen über den Tannenwäldern der Heimat groß, klar und leuchtend die ewigen Sterne. Sie leuchten heute wie vor Jahrtausenden und Jahrzehntausenden, als einst unsere ersten Vorfahren aus Weißland, aus der lange versunkenen Urheimat im Norden in das heutige deutsche Land kamen. Sie haben alles gesehen, Menschenglück und Menschenleid, Jubel und Verzweiflung — und sie haben das gewaltige Bild ihrer Harmonie und Ordnung gespendet, daß die Menschen in ihrer Disharmonie und im Wirrsal ihres Daseins sich daran aufrichten sollen.

Und tief heimlich raunt der Born der deutschen Märchen und spricht von einer älteren Weihnacht und einem kosmischen Lichtkind, das in der tiefsten Nacht geboren ward.

Im Hügel von Mollenstorf in Mecklenburg liegt tief drinnen eine goldene Wiege. Ein Schäfer oder wer zufällig ungetauft geblieben ist, kann sie schon um Johanni im Berg liegen sehen. Im Weiberberge bei Malchow liegt nach der Sage in der goldenen Wiege ein goldenes Kind. Bei Schwießel in Meck-

lenburg liegt der Sonnenberg, darin hüten die „Unterirdischen" die goldene Wiege. Auf dem Goldberge bei Zahrenstorf steht eine goldene Wiege, die einmal drei Schatzgräber heben wollten. Im Silberberge bei Warnkenhagen liegt auch eine goldene Wiege — wird von einem Hasen mit drei Füßen bewacht. Der Hase ist ein altes Verbergungswort für die Asen, die alten Götter — darum findet man auch so oft das Bild der „drei Hasen" mit den Ohren aneinander in der Volkskunst; der dreifüßige Hase ist ein altes Motiv kalendarischer Art. — Zu Schildturn bei Deggendorf in Bayern wiegen die drei Jungfrauen Ambeth, Warbeth und Wilbeth das goldene Kind in der goldenen Wiege — ein Abbild dieser Wiege aus Silber wird noch heute dort in der Sakristei gezeigt. Es hat Weihnachtslieder gegeben, die offenbar viel älter als das Jesuskind im Stall zu Bethlehem sind. Ein solches hat der alte, fromme Simrock (Handbuch der deutschen Mythologie, Bonn 1867, S. 367) noch gerettet. Es lautet:

„Sonne, Sonne scheine,
Fahr über Rheine,
Fahr übers Glockenhaus,
Gucken drei schöne Puppen heraus,
Eine, die spinnt Seide
Die andere wickelt Weide,
Die dritte geht ans Brünnchen,
Findt ein goldenes Kindchen..."

Denn alle Völker, die einmal aus dem hohen Norden gekommen sind, haben sich die „Wiedergeburt", das Wiederaufsteigen der Sonne in der Wintersonnenwende als Geburt eines Lichtkindes vorgestellt. Jeder Sonnengott muß in der Wintersonnenwende geboren werden.

So erklärt es sich, daß nicht nur Christus, sondern schon vor ihm Mithras, der griechische Gott Apollo, der indische Lichtgott Agni, der ägyptische Gott Osiris, der syrische Gott Thammuz oder Adonis, der Sonnengott der alten Phryger Attis am 25. Dezember geboren sind. Das war schon Papst Leo I. bekannt, der in einer Weihnachtspredigt sagte: „Der Teufel habe einfältige Seelen so berückt, daß sie sich einbildeten, dieser Tag sei nicht wegen der Geburt Christi, sondern vielmehr wegen der neuen Laufbahn des Sonnengottes heilig", und Bischof Maximus von Trier sagte in seiner Neujahrspredigt im Jahre 400, „daß Christus gerade an einem heidnischen Feste geboren werden mußte, damit die Menschen angeregt würden, sich des heidnischen Aberglaubens zu schämen". Alle alten Völker haben astrologisches Wissen besessen — unsere germanischen Vorfahren sowohl wie der alte Orient.

Nun ist bekannt, daß am 22. Dezember, wenn die längste Nacht des Jahres vorüber ist, damals die Sonne im Tierkreiszeichen der Jungfrau aufging — also wurde das neue „Licht der Lande" von der Jungfrau geboren. So versteht man, daß damals alle Sonnengötter von der Jungfrau geboren wurden — die alte alexandrinische Chronik etwa berichtet: „Bis auf diesen Tag hat Aegypten nicht unterlassen, alljährlich die Niederkunft einer Jungfrau und ihren Neugeborenen in einer Krippe liegend den Andächtigen zur Schau zu stellen." Die ägyptische Himmelsjungfrau Neith, die zu Sais verehrt wurde, trug die Aufschrift: „Ich bin das Seiende, Werdende und Gewordene — mei-

nen Schleier hat niemand gelüftet. Die Frucht, die ich geboren habe, ist die Sonne." Ebenso wird der indische Erlöser und Sonnengott Krischna von der Jungfrau Dewaki geboren — man hat daher schließen wollen, daß seine Legende auf Christus übertragen sei — aber das ist unnötig anzunehmen. Es handelt sich in beiden Fällen um den gleichen altheiligen Lichtglauben von der Geburt des Sonnengottes. Die Buddhisten verehren heute die Mutter Buddhas als Jungfrau, der persische Himmelsgott Mithra wurde von der Jungfrau Mihr geboren, der griechische Gott Dionysos, der auch den Beinamen „Heiland" (Sotér) führte, wird von der jungfräulichen Erdmutter Demeter, der „heiligen Jungfrau" (hiera parthenos) geboren. Wer die Katholiken wegen ihrer Lehre von der unbefleckten Jungfrau mißversteht, tut ihnen sehr unrecht — alle alten Himmelsgöttinnen unseres Weltzeitalters sind notwendigerweise Jungfrauen. Daß es sich bei der christlichen Jungfrauenverehrung um älteste Kunde handelt, hat noch jener mittelalterliche Mariendichter geahnt, der sang:

„Ich han mir userkoren ein minnegliche Maid
Jo vor viel tusend johren, ist viel von ihr geseit."

So nennt auch der alte Astronom und Jesuit Riccioli fromm das Sternbild der Jungfrau „Virgo Deipara" — „Jungfrau Gottesgebärerin".

Heute übrigens könnte, da wir ja inzwischen in das Weltzeitalter des Wassermannes eingetreten sind, d. h. da der Frühlingsbeginn nicht mehr im Zeichen der Fische, sondern des Wassermannes liegt, ein neuer Erlöser nicht mehr im Zeichen der Jungfrau geboren werden, sondern die Sonne würde am 22. Dezember im Zeichen des Löwen aufgehen. In der Tat erwarten die Parsi, die letzten Lichtgläubigen Zarathustras in Indien, den Erlöser, der sie heimführen und ihrem Glauben das alte Heimatland Iran wieder geben soll, als einen im Löwen Geborenen.

Es ist eben so, daß neben und unter der christlichen Ueberlieferung vom Christkind sich die ältere immer erhalten hat — von dem Kind in der Wiege, das schon zu „Johanni" tief im Berge in der sommersonnenwendlichen Zeit liegt, von dem Kindlein im Berge in der goldstrahlenden Wiege... Und ist dann das Jahr erfüllt, dann verläßt das Kindlein sein heimliches Reich und kommt in großem Glanz zu den Menschen als „neues Licht der Lande".

Schon wenn das alte Jahr auf seiner Höhe in der Johannisnacht steht, wenn es sich dort zum Sterben senken muß, so liegt doch — und das wollen die alten Sagen aussprechen — tief im Schoß der Erde, in der ewigen Mutter, das neue Jahr, das neue Licht, und wird in der Wintersonnenwende auferstehen.

Aus dem kleinsten Bogen, den die Sonne beschreibt, erhebt sich das neue Licht. „Odal" nannten unsere Vorfahren die Rune, mit der sie diese heilige wintersonnenwendliche Stelle bezeichneten — und das heißt verdeutscht „Leben aus dem All". —

Schauen wir unser Weihnachtsfest an, so lacht die liebe, alte Ueberlieferung noch aus allen Zweigen. Rote Aepfel hängen wir an den Baum, denn sie sind kleine Abbilder der Sonne. Walnüsse hängen wir daran, denn sie symbolisieren die Teilung des Jahres mit ihren zwei Hälften und dem leben-

digen Kern in der bitteren Schale. Eine grüne Tanne ist uns als Baum des Lebens ewiges Symbol dafür, daß in dieser hochheiligen Nacht Gottes ewiges Leben über den Tod, das Licht über die Finsternis triumphiert. Wir zünden die strahlenden Lichter am Baum an — und glauben an den Sieg des Lichtes.

Es gibt eine ganz alte, sonderbare Sage, die wohl aus der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" stammt, als nach dem Untergang der Hohenstaufen, ähnlich wie heute, eine Zeit der Verzweiflung über Deutschland kam.

Die Sage sagt, es werde einst ein Mädchen sein, die werde ein Sonntagskind und ungetauft sein. Dieses Mädchen werde auf dem Grabe ihres Liebsten einen Apfelkern in den Boden senken. Aus diesem Apfelkern werde ein großer Baum wachsen und aus dem Baum werde eine Wiege gemacht werden. In der Wiege aber werde der Kaiser Friedrich liegen. Der werde seinen Schild an den dürren Baum auf dem Walserfelde hängen, und dann werde der Baum wieder blühen. Dann aber werde er ausziehen und das Reich wieder bringen, werde die letzte Schlacht am Birkenbaum in Westfalen auf der Roten Erde schlagen und alle Bedränger des Reiches vertreiben.

Es ist heute Mittwinternacht, des Winters Mitte und des Winters Herz. Die Dunkelheit ist so groß, daß viele überhaupt kein Licht mehr sehen oder sich dem Götzendienst vor den eklen Fetischen hingeben, die die Fremden unserem armen Volke aufgezwungen haben. Andere sind so verzweifelt und ergrimmt und verbittert und warten nur von Tag zu Tag, daß ein Zeichen kommen möge, daß diese Fetische des Ostens und des Westens sich gegenseitig verschlingen möchten.

Aber groß und ewig stehen über uns Gottes Sterne und weisen den rechten Weg — den Weg der Versenkung, den Weg des Wissens, den Weg der Treue. Sie haben Länder und Völker und Religionen kommen und gehen sehen und ihre große Botschaft von Gottes ewiger Ordnung weiter gelehrt — über den Ländern und Völkern das solare Reich, das Gottes natürliche Ordnung in sich trägt, und über den eifernden Religiönlein die jahrmillionenalte Religion Gottes, das Wissen vom siegreichen Licht, das die Finsternis überwindet. Und sie künden uns ihre Segen und ihren Trost, damit wir treu bleiben, wo so viele untreu wurden, und damit wir das Licht hüten, das die Dämonen und Schwarzalben nicht auslöschen sollen.

„Du Volk in der Tiefe, du Volk in der Nacht,
Hüte das Feuer — bleib auf der Wacht!"

MARIE HAMSUN:

Der Stern der Weisen

„Ottar ist so dumm", sagten die anderen Schulkinder. In jeder Schule muß natürlich einer der Dümmste sein, und hier war es Ottar. Er war außerdem neu, ein kleiner Junge aus der Stadt, den seine Mutter in diesem kleinen Tal bei einigen guten Leuten untergebracht hatte, da sie selbst krank geworden war und ins Sanatorium mußte. Einen Vater hatte er nicht. Das wußte man schon. —

Eines Tages hörte die Lehrerin diese Redensart, daß Ottar so dumm wäre. Einige andere Schulkinder standen auf einem Haufen zusammen und waren alle viel, viel klüger. —

Da wurde die Lehrerin böse: „Still Kinder", sagte sie, „Ich glaube fast, Ottar ist der Klügste von euch allen. Er ist nur anders. Spielt nun schön und sprecht nicht schlecht von dem neuen Kameraden."

Es wurde ein wenig unruhig in dem Haufen und ein paar Kinder haben vorsichtig gelächelt. Denk mal: Ottar, der Klügste! Dieser Junge aus der Stadt, der kaum wußte was vorn oder hinten bei einem Schwein ist. Und bedeutete es gar nichts, daß er vor einigen Tagen die Apostel nicht richtig aufsagen konnte? Dann war es ja auch nicht notwendig, daß die anderen ihre Schularbeiten richtig konnten. Jetzt war die Lehrerin böse, und Ottar war Schuld daran. —

Auf dem Heimweg bekam Ottar es zu hören. Er war ja immer eine fremde Ameise im fremden Haufen, jetzt aber kannte er sie ein wenig, und er ahnte, es würde etwas geschehen. Doch versuchte er, sich nichts merken zu lassen, und sprach vorsichtig von Wind und Wetter. —

„Es scheint schönes Skiwetter über Weihnachten zu werden", äußerte er mitten im Schweigen der Anderen. —

Die Anderen sagten nichts, sondern fingen an, Schneebälle nach ihm zu werfen. —

„Haha" lachte Ottar und versuchte fröhlich zu sein. Da zielten sie besser und trafen ihn mitten ins Gesicht. Er lachte noch, aber mit Angst im Herzen. „Der traf gut, ha-ha."—

Dann kam es: „Bah, wie heißt dein Vater?" rief einer. Und alle stimmten ein. An und für sich waren sie alle nette kleine Kinder, aber jetzt im Haufen war es etwas anderes.

Ottar fing an zu laufen. Er war klein und leicht und hatte sich zum reinsten Marathonläufer ausgebildet. Er lief bis das Herz klopfte und der Hals ganz trocken war. Dann war er aber so weit weg, daß er die anderen nicht mehr sehen und hören konnte. —

„Warum bist du wieder von den anderen weggelaufen", sagte verärgert die Frau auf Langset, wo Ottar wohnte. „Warum konntest du nicht mit Petter und Anna zusammenhalten, daß wir alle auf einmal essen können? Weißt du nicht, daß man hier auf dem Lande schwer schuften muß, und doppelter Mittag ist doppelte Arbeit. Hier ist es nicht wie in der Stadt."

Er sah sie an mit seinen merkwürdigen, großen dunklen Augen. Da konnte sie nicht mehr böse sein.

„Ich kann ja in der Zwischenzeit den Kuhstall auskehren", sagte er vorsichtig.

„Tu' das mal, dann bist du tüchtig", sagte sie milder. Sie wußte ja, daß der Junge von seiner Mutter verwöhnt worden war, aber er mußte doch die Welt kennen lernen. Darum versuchte sie, ihn verschiedene Kleinarbeiten zu lehren. Das kleinste Kind zu hüten, Holz zu tragen oder den Stall auszukehren. Aber er fing an zu spekulieren und zu träumen und vergaß, wo er ging und stand. Es wäre, als wenn er in einer anderen Welt lebte, meinte sie.

Ottar ging über den Hof, wo der Schnee tief lag. Der Kuhstall gefiel ihm. Er war so freundlich. Und die Kühe waren so gut, sie guckten ihn an und machten Platz, daß er zwischen ihnen kehren konnte. „Ich möchte lieber hier im Kuhstall schlafen", dachte er. Mit genügend Heu würde es schön sein. Da drinnen in seinem Bett hatte er so oft böse Träume, daß er wach wurde, und er konnte nicht wieder einschlafen. Aber wenn die Kühe da lagen und ruhig atmeten, war alles Friede und Sicherheit. —

Plötzlich wurde er durch ein Geschrei aus seinen Träumen geweckt. Es kam vom Ziegenstall. Eine kleine weiße Ziege wurde von den anderen von einem Horn zum anderen geworfen, sie schrie hilflos und verzweifelt.

Ottar schrie auch. So was hatte er früher nicht gesehen. Er sprang unter sie, und es wurde auf einmal still. Die ganze Bande kam und wollte ihm die Hände lecken und suchte nach Salz. Ottar aber war so aufgeregt, daß er weinen mußte, er setzte sich nieder mitten im Stall mit den Armen um die kleine weiße Ziege und schluchzte. —

„Warum kannst du nicht auf die Zeit passen? Mutter glaubte, du wärst hier, um zu kehren." —

Ottar sprang auf. Es war Anna, die sich eingeschlichen hatte. Sie stand da, stumm. So, er weinte. Saß mitten im Schmutz und heulte. Jetzt hatte sie das gesehen. Es war wohl die Geschichte auf dem Wege nach Hause. —

„Aber ich war nicht dabei", sagte sie mit ihrer kleinen scharfen Stimme. Und Petter auch nicht. Es waren nur die anderen. Denn Vater und Mutter haben gesagt, wir sollen nicht über dich lachen, weil du — so bist — ohne Vater also. Dafür kannst du ja nichts, verstehst du —"

Sie wollte ihm die Hand reichen, aber er stand nur schnell auf und ging hinaus. Anna guckte ihm nach. „So ein Wichtigtuer", murmelte sie. —

Die anderen saßen schon am Tisch. Ottar mußte dumm sein. Er war so einer, der bei den Kühen auskehren sollte, und später weinend mitten un-

ter den Ziegen gefunden wurde. Und er war schon neun Jahre alt. Wie Anna, die eben mit einem energischen Ausdruck die heißen Kartoffeln auf den Tisch stellte. Sie dachte nur daran, aufzupassen daß keine herunterfielen. Sie und Petter und die anderen hatten helle Augen ohne Traum, sie waren schnell und tüchtig wie die Mutter und rötlich im Haar wie der Vater. Ottar saß da und wußte sich schuld, weil er anders war, wie die Lehrerin gesagt hatte. —

Ottar blieb sitzen, mit Augen, die weit weg waren:

„Wenn ich nur einen Vater gehabt hätte", dachte er, dann wäre er zu Hause in der Strandgaten 2, dritter Stock, in der Stadt. Dann wäre er nicht hierher geschickt worden, als die Mutter krank wurde. Sonst hatte er sich nicht gekümmert, daß er keinen Vater hatte, nur hier im Tal war es so notwendig. Was einer hatte, mußte der andere auch haben. Er mußte an alles zu Hause denken, an die Tür mit dem kleinen Schild: Elise Pedersen, Waschen und Bügeln, an die kleine, saubere Küche, an das Schlafzimmer, wo nichts gefährlich war, und an die Wohnstube, wo die Mutter immer stand und bügelte. Hemden, Kragen, Gardinen und alle möglichen anderen Sachen, die sie erst im Keller gewaschen hatte. Er erinnerte sich, daß sie jung und hübsch war. Aber morgens war sie blaß und hustete. Zuletzt war sie ganz krank geworden. Es war so traurig, aber wenn sie wieder gesund war, würde alles wie früher sein. —

„Iß doch" sagte „der Vater", „oder willst du nicht fertig werden?" —

Ottar fuhr zusammen und schluckte schnell das Essen. Die anderen lachten, er war ja so merkwürdig. —

*

Es war kurz vor Weihnachten. Die Weihnachtsbäume wurden aus dem Walde geholt, bald sollten sie geschmückt mitten in den Stuben stehen. —

In der Schule erzählte die Lehrerin am letzten Tag vor den Ferien von dem Kinde, das in einem Stall geboren wurde, von den Hirten, die draußen im Felde ihre Ziegen hüteten und sahen wie der Sternhimmel sich öffnete und von Engeln und Gesang erfüllt war. Sie erzählte auch von den drei weisen Königen aus dem Osten, die einen großen Stern sahen, und wie sie dem wandernden Stern folgten, bis er stehen blieb über einem kleinen Stall in einem fremden Land. —

Die Kinder hatten alles schon früher gehört, aber sie saßen ganz still und horchten. —

Ottar vergaß ganz und gar, wo er war, denn als die Lehrerin fertig war, ging er zu ihr hin und fragte:

„Ist doch alles ganz wahr?"

„Ja doch."

„Auch mit dem Stern? Aber dann mußten sie wohl nachts wandern und tagsüber schlafen?" —

Die anderen Kinder lächelten. So benahm man sich nicht da im Tal. Dort saß man still in der Schule und kam nicht mit unnötigen Fragen. — Und Ottar, der so plötzlich aus dem Wunderland zurückgeholt worden war, ging beschämt zurück auf seinen Platz. —

Auf Langset war es der Vater selbst, der den Weihnachtsbaum schmückte. Eine unendlich lange Zeit war er alleine da drinnen in der Stube, während die Mutter das Essen fertigmachte und die Kinder nur saßen und warteten.

„Du wirst auch was bekommen", sagten sie Ottar. Ottar lächelte, alle waren heute so gut gegen ihn, aber er war von seiner eigenen Erwartung erfüllt. Er wartete auf einen Brief von seiner Mutter, denn jetzt war es so lange Zeit her. Und in diesem Brief würde wohl stehen, daß es ihr jetzt besser ginge und sie bald nach Hause käme. Er war überzeugt, daß sie zu Weihnachten schreiben würde. Darum war er froh, als er ausgeschickt wurde, um Holz zu holen. Da konnte er den Briefträger sofort sehen, wenn er käme.

Der Brief war aber gestern schon gekommen, doch Ottar wußte das nicht. Der Brief war nicht von seiner Mutter. Und die Familie auf Langset wollte erst darüber mit dem Jungen sprechen, wenn Weihnachten vorbei war. Dann mußte es aber zu einer Aenderung kommen, denn die Mutter von Ottar hatte für ihn nur bis Weihnachten bezahlt. Und sie hatte bestimmt nichts hinterlassen, wovon für ihn weiterbezahlt werden konnte. Aber erst sollte er Weihnachten feiern können. —

Als Ottar da in der Dämmerung das Holz hereintrug, war er einsamer als er selbst wußte. Seine Mutter war kurz vor Weihnachten im Sanatorium gestorben. — —

Als er am Fenster vorbeiging, konnte er drinnen in der Stube den Weihnachtsbaum sehen und den Vater, der die Hände voll Glaskugeln und Kuchenmännern hatte. Aber es war eigentlich verboten, das schon jetzt zu sehen, so blickte Ottar vorsichtig weg. —

Da! — Da plötzlich sah er den Stern. Zwischen den Wolken segelte ein großer heller Stern. Ottar blieb stehen, sein Herz klopfte. Konnte es wahr sein, wäre es... Jetzt verschwand der Stern wieder, aber im nächsten Augenblick tauchte er wieder auf und glitt langsam weiter, immer in derselben Richtung. Es mußte der Weihnachtsstern sein. Der Stern der Weisen, der aus dem Osten kam und über den Himmel wanderte. Da war er wieder.

Als Ottar sich darüber klar wurde, daß es der Stern der Weisen war, ließ er das Holz liegen, sprang aus dem Hof und den Weg entlang. Wie der Stern zeigte. —

Solange er lief, versuchte er die ganze Zeit den Stern zu beobachten, aber er fiel und blieb im Schnee liegen. Als er wieder weiter lief, konnte er nur zwischendurch aufblicken, um zu sehen, daß die Richtung dieselbe war. Hier war es weit zwischen den Höfen, und der Weg lag wie ausgestorben. Die Höfe lagen ganz still, aber drinnen waren schon die Kerzen angezündet. Drinnen waren alle, die zusammengehörten, zum Weihnachtsfest versammelt: Vater, Mutter und Kinder. Nur Ottar lief einsam den Weg entlang. Aber daran dachte er nicht, auch nicht, daß er vielleicht auf Langset gesucht würde, auch nicht, daß es immer dunkler wurde. Auch den erwarteten Brief von der Mutter hatte er vergessen. Er kannte nur ein großes Glück: der Stern der Weisen strahlte wieder, und er strahlte für ihn. Wohin würde er ihn führen? Vielleicht zur Mutter oder zu einem Stall mit einem kleinen Kind, — was wußte er. Mit klopfendem Herzen eilte er dem Mirakel nach durch die kalte Winternacht. —

*

Ottar war lange gelaufen. Er war in eine fremde Gegend gekommen. Vielleicht mußte er sogar in ein fremdes Land wandern. Das würde doch schwierig werden, fühlte er. Denn jetzt fing er an zu frieren, und hungrig war er auch. Der Stern wanderte aber ruhig weiter von Süden nach Norden. Es schien nicht, als würde er über einem Haus oder einer Hütte am Wege halt machen. Ottar steckte die Hände in die Hosentaschen und wanderte weiter.—

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Die Tannen am Wegrande standen immer dichter, und er merkte jetzt, daß auf beiden Seiten tiefer Wald stand. Er war nie früher nachts alleine im Walde gewesen, und wäre nicht der Stern da gewesen, hätte er Angst gehabt. Er sah nochmals zum Himmel auf, aber er blieb stehen. Da oben war nicht mehr e i n Stern allein, es waren eine ganze Menge. Und zwischen den Wolken, wo der Stern der Weisen einsam gewandert war, zog jetzt eine ganze Schar Sterne denselben Weg.—

Und plötzlich verstand er den unbarmherzigen Zusammenhang: Es waren die Wolken, die wanderten — die Sterne standen still. Auch der Stern der Weisen stand still, er war nur größer und heller als die anderen.

Da brach etwas in ihm zusammen, die Spannung verschwand, das Mirakel war nur Betrug. Brennend heiß an den Ohren blieb er stehen, mitten im dunklen Wald, obwohl er vor Kälte zitterte. „Ottar ist so dumm, Ottar ist so dumm", schien es zu tönen, als er mechanisch den Weg fortsetzte. Jetzt umkehren und nach Hause gehen, konnte er nicht. Dann mußte er alles erklären, und das eben konnte er nicht. —

*

Und dennoch, eine halbe Stunde später lag Ottar in einem warmen Bett und erzählte alles einem Mann und einer Frau, die daneben saßen. —

Es war so geschehen. Nils und Oline saßen eben am Weihnachtstisch als es vorsichtig an die Tür klopfte. Es hätte ein kleiner Vogel sein können. Der Hof lag am Wegrande, aber wer kam denn so spät am heiligen Abend? Und erstaunt sahen sie einen kleinen Jungen aus der Dunkelheit und Kälte in die Stube hereinkommen.

„Verzeihung ... ich weiß nicht, ob ich richtig gekommen bin" stotterte er verwirrt.

Hier war es aber so schön und warm, es roch so gut nach warmem Essen, die Beiden am Tisch sahen so freundlich aus, und in einer Ecke stand ein kleiner Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen. Es könnte doch vielleicht nicht richtig sein?...

Und doch war es richtig. Die beiden alten Leute hatten alles, was zu Weihnachten gehört, es fehlte nur so ein kleiner Ottar. Da stand er mitten in der Stube, hungrig wie ein Wolf, um vom guten Essen gesättigt zu werden, durchgefroren, um von ihnen aufgewärmt zu werden, und eben so todmüde, um gleich ins Bett gelegt zu werden. —

Unterdessen stellten sie ihm vorsichtig einige Fragen. Was er erzählte, ging ihnen so merkwürdig direkt ins Herz. Ein Kind, das so einsam war, daß es am Weihnachtsabend alleine im Walde umherirrte, war zu ihnen gekom-

men. Und plötzlich, als er da im Bett lag und erzählte, fielen ihm die Augen zu und er schlief fest ein. —

Am nächsten Tag kam der Vater von Langset. Dort hatte es große Aufregung gegeben, als Ottar verschwand. Der ganze Weihnachtsabend war dort direkt „flöten gegangen" des fremden Knaben wegen. Sie hatten überall gesucht, aber erst heute war man so weit nach Norden, zum Hof von Nils und Oline gekommen. Und jetzt müßte der Flüchtling wieder mit nach Langset kommen, bis auf weiteres. —

„Nein", sagte Ottar bestimmt. Es kam ohne Ueberlegung, er sah erschrokken die anderen an und verschwand zwischen den Betten. — Es gab aber keinen Streit, der Vater von Langset ging alleine nach Hause. Nils sprach lange mit ihm draußen im Gang, und es ist schwer zu sagen, wer zufriedener war: der, der ging, oder der, der zurückblieb. —

*

„Jetzt haben wir eine kleine Stärkung nötig", sagte Mutter Oline, holte Kaffee und Kuchen und schenkte ein. Vater Nils kam und setzte sich auf die Bank, man sah, daß er ein warmer Freund von Kaffee und Weihnachtskuchen war. Ottar hatte schon seinen festen Platz neben ihm. Er saß mit einem großen Stück Kuchen in der Hand und vergaß zu essen. Sein Blick ging mehr und mehr in die Ferne.

„Jetzt mußt du essen Junge, daß du groß wirst wie ich", sagte Nils.

Da sah Ottar auf:

„Ich sitze nur und denke, ob..."

„Ob was?"

„Ich denke, ob es nicht doch der Stern der Weisen war. —"



SIEGFRIED CHRISTOPH:

Weihnacht ohne Heimat

Irgendwo auf dem 65. Breitengrad — mehr als viertausend Kilometer östlich des Urals. Wer kennt schon den Namen Turujansk? Und wüßte einer, daß dort Trotzki in Verbannung lebte —, so liegt doch noch fast 200 Kilometer von dieser Stadt ein anderer Ort. Warum erst den Namen nennen? Er klingt so fremd, so heimatlos. — Und was hat diese Siedlung in der unendlichen verschneiten sibirischen Ebene mit Weihnacht zu tun? Warum so weit die Gedanken schweifen lassen?

Ja! Auch dort wird es Weihnacht: die Nächte sind länger als die Tage, und die Heimat — so weit! — Es mögen wohl noch 80 deutsche Soldaten sein, die ganz nah der Unteren Tunguska in einem hölzernen, niedrigen Barackenlager in Gefangenschaft leben. Wer kann diese ihre Welt schon beschreiben? Sie ist so heimatlos, daß es keine Worte gibt, Worte, die zu sagen vermöchten, wie diese Fremde quält. Wohnen hier nicht Menschen, die eine Heimat besaßen, — hat nicht jeder Mensch das Recht, eine Heimat sein Eigen zu nennen? — ach! Gott, warum läßt du zu, daß hier ein Mensch leben muß! — —

Beißender Mahorka-Dampf schwebt unter der hölzernen, tiefhängenden Decke, die jeden Augenblick herunterzubrechen droht. Eine Oelfunzel leuchtet heute schon mehr als fünf Stunden. Die Gefangenen stellen die Uhrzeit auf Grund der Menge des verbrannten Oeles fest. Heute morgen befahl der russische Posten fünf von den sieben Gefangenen dieser „Stube", — welch ein Wort soll man nur für diesen Raum prägen?! — mit auf den etwa drei Werst nördlich liegenden Lagerplatz zu gehen. Bevor diese fünf in die schneidende Kälte hinausgingen, fragte ganz vorsichtig mit einem wehmütigen Unterton Karl, der Königsberger: „Ist nicht heute Heiliger Abend?" — Ach! Hätte er doch nicht diesen Satz gesprochen! — Die Gefangenen kamen ihrem Befehl nach — vermummt in zottig herabhängenden, zerlumpten Steppjacken — unförmigen Kapuzen — an ihren Füßen schwere Holzschuhe, die bei fast jedem Schritt im Schnee versanken. In diesen so sehr ermüdenden Schuhen steckten in Fetzen eingewickelt ihre mit Frostbeulen verunzierten Füße. Ein jeder der letzten langen Winter hatte sich auf ihren Gliedern eingegraben. —

„Warum ist nur heute Weihnacht?" Wie schmerzt dieser Gedanke! Warum nur beginnt noch heute die „Stille Nacht"? Warum nur hier, hier, h i e r?! — Die Gefangenen sprachen an diesem eisigkalten Wintertage auf

dem Lagerplatz kaum ein Wort. Es tat so weh! — :„Ist nicht heute Heiliger Abend?"

Die Stunden waren schwerer denn sonst vergangen. Der russische Posten — er war aus Strafe dafür, daß er schon 1941 in deutsche Gefangenschaft geraten war, nach dem russischen Sieg zu einer Wachkompanie nach Sibirien versetzt worden — dieser russische Posten hatte heute wiederholt mit knappen Worten seine Gefangenen antreiben müssen. Ob dieser Russe auch an Weihnacht dachte? — an seine Katja und seine beiden Söhne? — Nach dem Dienst wird er ein Glas Wodka mehr trinken als gestern, — verdammt! Wie kalt ist es nur!

Sie kamen zurück — die Gefangenen und der Russe. Wenn nicht der eine von ihnen so einen Stutzen getragen hätte, — als wenn er etwas Fremdes mitbrächte — wären alle sechs nicht zu unterscheiden gewesen. Wie gleich macht doch diese Welt alle Menschen! — ohne Ausnahme. —

Sepp, ein Tiroler und Bernt, der einmal jung und froh vor fast zehn Jahren zur Front gefahren war — hatten heute im Lager bleiben können. Jetzt waren die Pritschen aufgeräumt, — was gab es auch schon aufzuräumen? Im selbsthergestellten Benzin-Tonnen-Ofen glimmte der nur halbtrockene Torf. — Als erster betrat Karl ihre, — ja, jetzt habe ich das passende Wort für Stube — ja, ihre „verlorene Heimat". Seine Augen sprachen von gar so weit. Ihm folgte Ernst, ein ehemaliger Kumpel von der Ruhr, — und dann die anderen, — einer fast so wie der andere. Keiner von allen schien reden zu wollen, — es war zu schwer: Heiliger Abend! —

Wißt ihr, was es heißt, wenn Männertränen an mageren, von Kälte aufgesprungenen Gesichtern in Sibirien herunterrinnen? Diese Tränen kann man zählen, — doch wie schwer ist eine jede von ihnen! — ja, es ist Weihnacht. — Ein jeder von diesen Gefangenen war schon fünfmal während der letzten Jahre an diesem Tage fern von daheim. Karl sogar schon sieben Mal, Sepp und Bernt sechs. — Ernst brach die Stille, — der Kumpel, der die Nacht so gut kennt: „Kommt! — essen wir die Suppe — und dann — werden wir den Heiligen Abend zusammen begehen! Karl! Nimm doch den Kopf hoch!"

Sie aßen — wollten sprechen und konnten nicht. Die wenigen Kortoffelbrocken in der Suppe wollten heute gar nicht herunterrutschen. Und müde waren sie — anders als gestern und an all den vielen Abenden. — Die Näpfe waren geleert. Karl ging schleppenden Schrittes zur Pritsche und begann zu suchen. Der Jüngste unter ihnen, Bernt ahnte, was Karl suchte. „Ja, zeig doch bitte heute wieder mal das Bild von Deiner Frau und Deinen Kindern." Karl besaß das letzte Bild von diesen sieben Gefangenen, — alle anderen Bilder waren irgendwo abgenommen worden. Und Bernt war noch ledig. Diese fremde und doch so gut bekannte Frau auf dem einzigen Bilde war auch Bernt ein Stück Heimat. Im gleichen Augenblick begann ihr Heiliger Abend — ohne Tannenbaum, ohne Lichterglanz, ohne Nüsse und Lebkuchen. Dennoch fanden sie ein gemeinsames Stück ihrer Heimat: — Erinnerung — Ferne — Liebe — und — Sehnsucht. — Was hatten sie sich sonst zu schenken? Was sie besaßen, trugen sie mit sich — in ihren Herzen. — Und da kam die Antwort :

Der Königsberger hatte vor Jahren in seiner Freizeit zuweilen russische Werke gelesen. Von Dostojewski, der in Sibirien seine Katorga verbüßte, ist

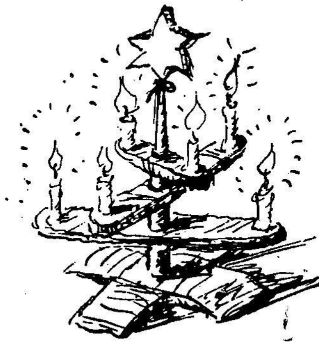
ihm ein Satz all die furchtbaren Jahre hindurch unvergeßlich geblieben. Wie oft hatte er an diesen Satz gerade in den letzten langen Jahren denken müssen! Die Worte dieses Satzes krochen ganz behutsam über Karls Lippen, als wenn er allen in der fernen Heimat ein großes Geheimnis verraten wollte: „Man sagt, das russische Volk kenne kaum das Evangelium, — kenne nicht einmal die Grundlehren seines Glaubens. Mag sein, doch dafür kennt es Christus — und trägt ihn seit je im Herzen" — und er fügte bedächtig hinzu: „Wer nichts mehr hat, der findet zur Krippe." —

Bevor sie sich zur Ruh auf Pritschen legten, schritten sie hinaus vor die Baracke — in die Nacht. — Welch ein sternenübersäter, schwarzblauer Himmel — unendliche Weite — Schnee — Einsamkeit. Und wieder schwiegen sie. — Nach Westen starrten ihre Augen. Ihre Blicke waren grenzenlos. — Kein Baum, kein Strauch — nichts, ja gar nichts störte diese Minute: — nur Himmel und Erde. Unter ihren ungeformten dicken Winterjacken pochten voll Sehnsucht ihre Herzen. Manch ein Herz wollte vor Wehmut zerspringen.

„Vater im Himmel — DU kannst sie erahnen — die Weihnacht o h n e Heimat!" —

— In keiner Kapelle, in keiner Kirche, auch in keinem Dom auf dieser Erde klang reiner und tiefer, milder und bittender, wehmütiger und flehender das Lied der Weihnacht an diesem Heiligen Abend als dort, — d o r t — in der grenzenlosen Einsamkeit. — Und die Sterne schienen wie — d a h e i m — sie versöhnten und verbanden die Heimat mit der Fremde. —

— Stille Nacht — — H e i l i g e Nacht. — —





Jetzt ruft daheim ein Glöcklein die Kinderherzen an.
Ich stehe in der Ferne und flehe die Sterne an.
Die Herzen hör ich schlagen weit über den Himmel hin.
Ich kann es niemand sagen wie sehr daheim ich bin.

Jetzt zündet daheim die Mutter die Lichter am Christbaum an.
Ich stehe in der Ferne, einsam, ein gefangener Mann.
Die Kinder seh ich rennen über den Hausflur her.
Ich spüre die Herzen brennen, als ob dabei ich wär.

Jetzt wenden die Kinderaugen sich von dem Bäumlein ab
Und fragen die Augen der Mutter, die tief und schwer wie ein Grab.
Nur ihre Augen fragen. Es fällt kein lautes Wort.
Mir ist es trotz der Ferne, als stünde ich mit dort.

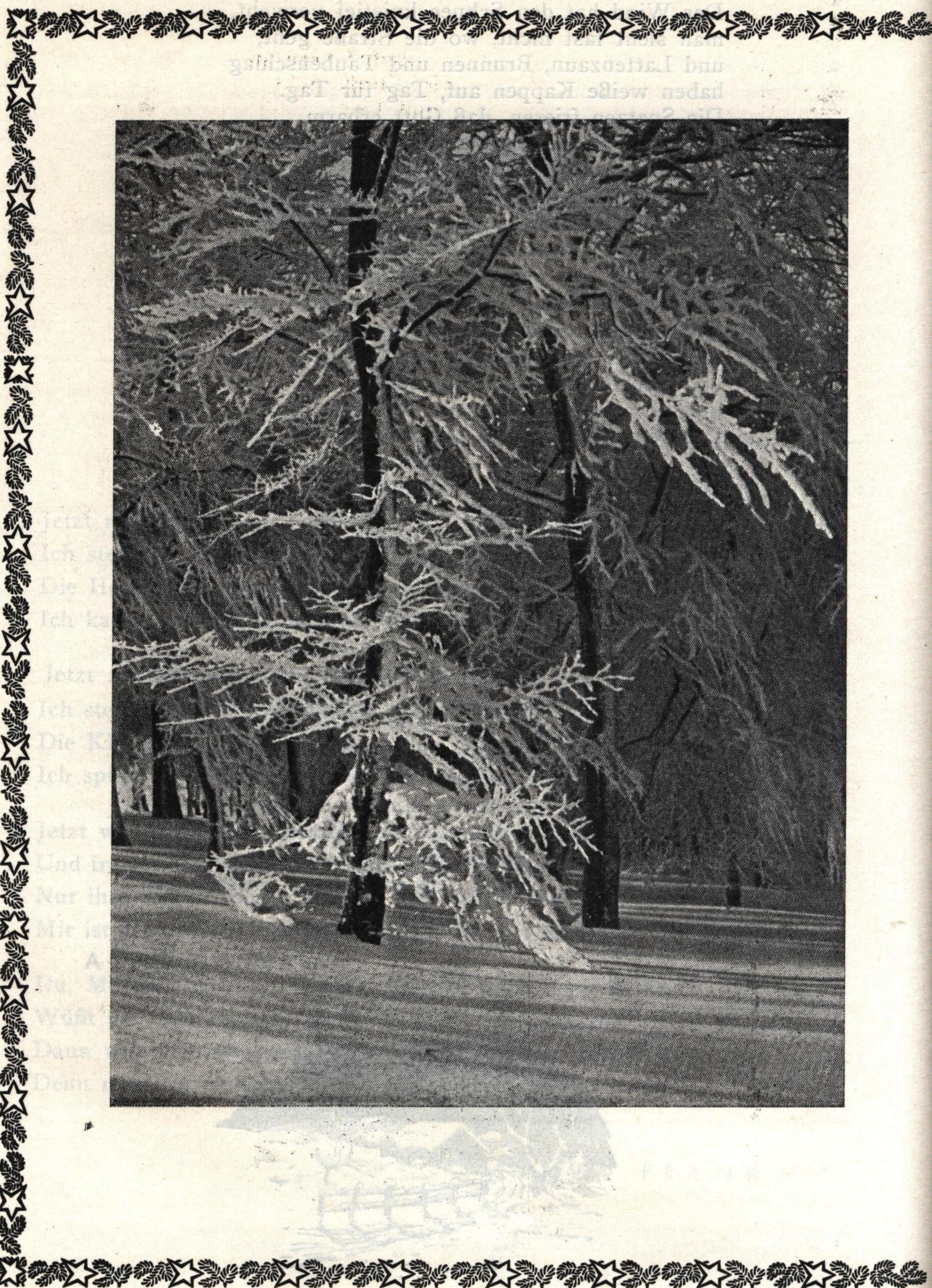
Du, Mutter! Und ihr, Kinder! O, laßt mich doch in Ruh!
Wüßt ich bloß, daß ihr lebet, ich sagte nichts dazu.
Dann wollt ich alles tragen in Zeit und Raum dahin.
Denn niemand kann ich's sagen, wie sehr daheim ich bin.

ERNST FRANK

Der Wind hat den Schnee knietief verweht,
man sieht fast nicht, wo die Straße geht,
und Lattenzaun, Brunnen und Taubenschlag
haben weiße Kappen auf, Tag für Tag.
Die Spatzen frieren, daß Gott erbarm,
aber drin, in der Stube ist's backofenwarm,
da schafft die Mutter, der Herd steht voll,
sie weiß kaum, was sie zuerst machen soll:
neunerlei Speisen bereitet sie
für alle im Hause, für Menschen und Vieh.
Der Vater holt heimlich — es dunkelt bald —
die Axt aus dem Schuppen und geht in den Wald.
Und in den halbdunklen Ecken hocken
die Kinder und wispern von Spielzeug und Docken,
von Zuckerstern und Engelhaar
und ob alles so sein wird, wie jedes Jahr.
Das reine weiße Tuch am Tisch,
die „bröihtn Büazla", die Hutzeln, der Fisch.
„Du lieber Herr Jesus, sei unser Gast" —
und dann essen sie alle, ohne Hast,
die Eltern, die Kinder, das Hausgesind.
In der Krippe wiegt Maria ihr Kind.
Nachher trägt die Mutter das Rauchfaß durch Haus,
räuchert Stube und Stall von Krankheiten aus.
Der Vater bringt dem Vieh das Geleck:
Brot, Salz und Aepfel für die Bleß und die Scheck,
und die Kinder mit Lust und heimlichem Zagen
gehen hinaus, dem „Zemberer" Essen zu tragen,
und schütteln die Bäume: „Wach auf und trag',
denn heute ist der heilige Tag!"
Nachher, sie liegen schon lang in den Betten,
gehen Eltern und Ingesind zur Metten
und singen, wie immer die Alten und Jungen:
„Stille Nacht" ... und „Es ist ein Ros entsprungen".
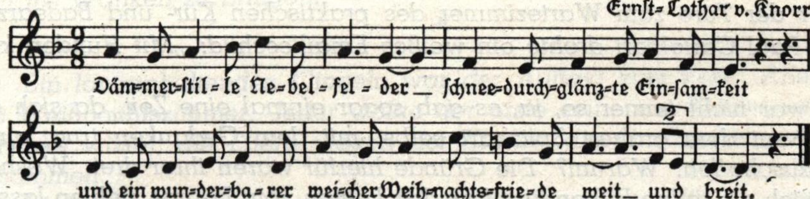
MARIA KOPKA





Abend vor Weihnachten

Ernst-Lothar v. Knorr



Nur mitunter, windverloren,
zieht ein Rauschen durch die Welt,
und ein leises Glockenklingen
wandert übers stille Feld.

Und dich grüßen alle Wunder,
die am lauten Tag geruht,
und dein Herz singt Kinderlieder,
und dein Sinn wird fromm und gut.

Und dein Blick ist voller Leuchten,
längst Entschlafnes ist erwacht . . .
und so gehst du durch die stille,
wunderweiche Winternacht.

Wilhelm Lobsien.

GEROLD CARTELLIERI:

Der Himmelhund

Über der Türe zum Wartezimmer des praktischen Kur- und Badearztes Dr. med. Paul Cartellieri drohte ein weißes Emailleschild: „Mit Hunden kein Eintritt!"

Das war nicht immer so, ja, es gab sogar einmal eine Zeit, da sich der alte Herr mit dem grauen Spitzbart selbst mit dem Gedanken trug, einen Hund anzuschaffen. Warum? Die Gründe hierfür waren ihrer drei. Weshalb sollte er sich die reifen Birnen von fremden Leuten vom Baume stehlen lassen, wo doch sein Söhnchen schon Erstaunliches leistete? Ein Hund im Haus erspart die Polizei, sagte er oft, besonders dann, wenn es in den Wintertagen in den eingemotteten oberen Stockwerken nicht ganz geheuer schien. Es pflegte für mich immer recht aufregend zu sein, wenn die ganze Familie, der Herr Papa an der Spitze, wir Kinder hinterdrein und die gute Mutter als händeringende Nachhut, einen Spähtrupp in den vierten Stock machten. Freilich entpuppten sich die Einbrecher immer nur als zugelaufene Kater und Katzen, die sich auf Flur oder Treppe, in ihr Liebesspiel vertieft, ein Stelldichein gaben. Einmal war es sogar eine Ratte, die mein Vater erlegte und ich glaubte, daß er für mich dadurch mehr an Autorität gewonnen hatte als je zuvor. Aber wenn es nun keine Ratte gewesen wäre? Ein Hund war daher das Ideale, ein scharfer, wohlerzogener Schäferhund! Jawohl! Und wo der Arzt nein sagen mußte, ließ sich der Vater überreden. Der Wunschzettel im Fenster war abgeholt, das Geschick nahm seinen Lauf.

Da ergab es sich, daß mein Vater am Morgen des Heiligen Abends in Espenthor einem Christkinderl zur Welt verhalf. Die Eltern des Neugeborenen waren arm, doch ein Christbäumchen sollte auch in diesem Häuschen brennen und der Gabentisch darunter durfte auch nicht leer sein. Konnte man aber den guten Onkel Doktor so wieder den weiten Weg im Schneetreiben nach Hause stapfen lassen? Nein, das konnte man nicht! Aber der alte Herr wußte ganz gut, wo der Schuh drückte und wollte sich eben auf den Weg machen. Da fiel sein Blick in eine Kiste dicht hinter dem Ofen. Da balgten sich doch zwei richtige kleine Schäferhunde. Und ehe er sich recht versah, hatte ihm der junge Vater das Honorar eingepackt.

Da saß er nun der Himmelhund, im Wartezimmer und wartete. Aus Espenthor war er heruntergekommen ins Tal, direkt aus dem Himmel.

Das wird eine Ueberraschung geben, dachte mein Vater. Was wird unser Kleiner für Augen machen, sagte die Mutter. Ich kann es nicht erwarten

ihn zu streicheln und ihn auf den Arm zu nehmen, jubelte die Schwester. Ob das Christkind mir einen Hund bringt, wollte der Filius wissen. Tausende Fragen und Vorfreuden leiteten diesen Weihnachtsabend ein.

Die erste Ueberraschung wurde dem Vater zuteil, als er nach seinem Schäferhund sah. Auf dem guten Teppich lagen ringsumher die fetten Knochen verstreut, eine Blumenvase lag in Scherben unter dem Tisch, ein übelriechendes Etwas auf dem blanken Linoleum, lästerte die Hygiene des Raumes und von einem Polstersessel tropfte es vielsagend herab. Der Himmelhund aber hing halb erhängt in seine Leine verwickelt an einem Tischbein und winselte jämmerlich. Als man alles wieder in Ordnung gebracht hatte, weigerte er sich allein zu bleiben, bellte und jaulte, daß es einem kalt über den Rücken lief. Der Sohn mußte außer Haus geschafft werden, denn der Himmelhund hätte es noch fertiggebracht, seinen ganzen Weihnachtsglauben ins Wanken zu bringen.

*

Ein langanhaltendes Klingeln war der Auftakt zum Fest. Alles stürmte ins Weihnachtszimmer. Jeder wollte der erste sein: die Kinder um der Geschenke willen, die Eltern wegen der Kinder, die Großmutter wegen allen zusammen.

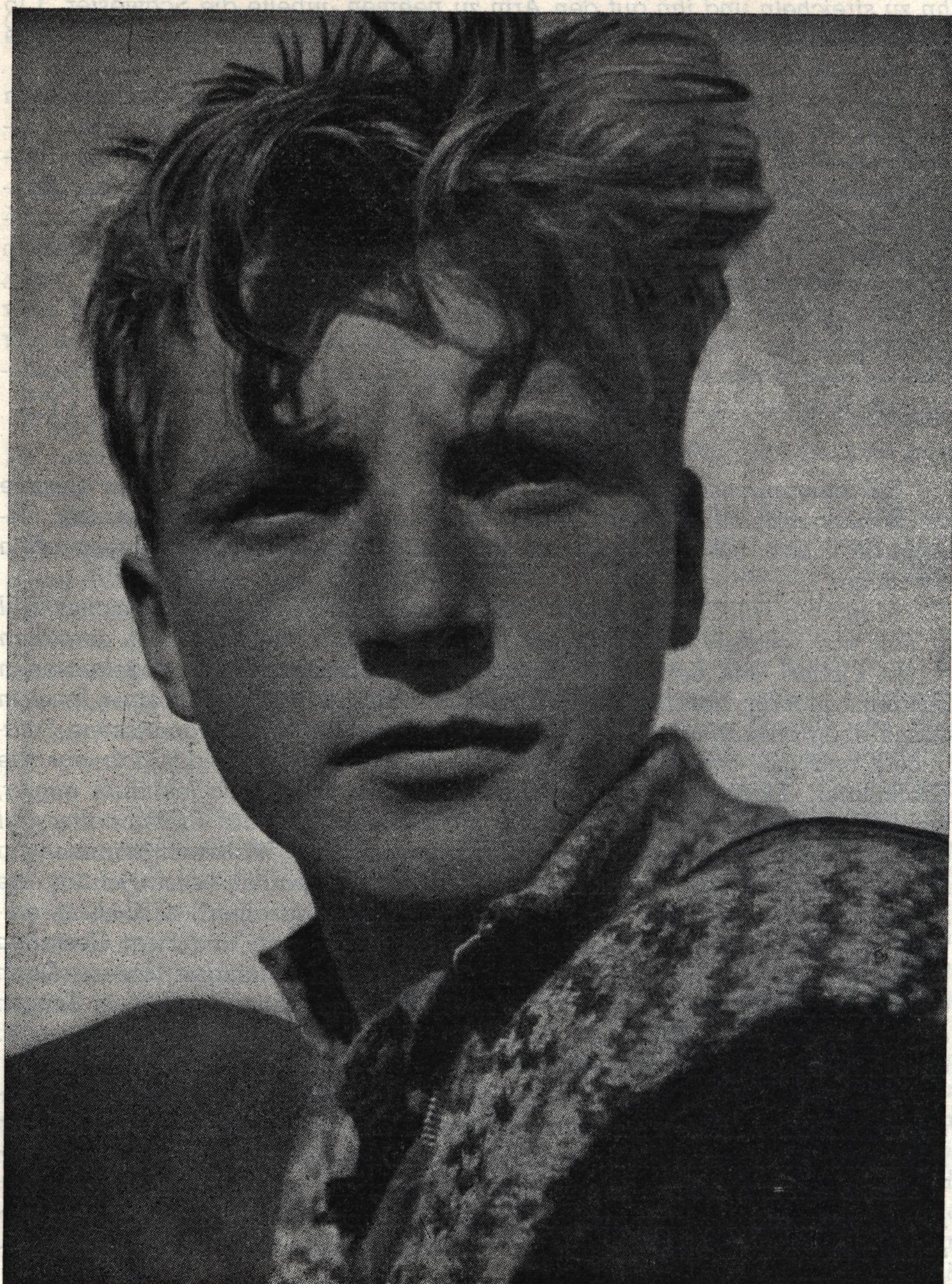
Mutti, ein Hund, ein richtiger lebendiger Hund, was für ein weiches Fell er hat, wie gescheit und vernünftig er dreinschaut, wie süß er ist, so sahen es die Kinder! Ein bedrohlich schwankender Christbaum mit abgefressenen Schaumkringerln, darunter das Christkind in der Krippe, gleich einer Insel in einem eben entstandenen See, so sahen es die Eltern. Die abgerissene Sofaquaste und die verzweifelten Blicke der Schwiegertochter, das sah nur die Großmutter. Liebevoll hebt die Schwester das kleine Wolleknäuel empor, wehleidig quietscht das Hündchen, empört stürzt sich der Stammhalter auf die neun Jahre ältere Schwester. In Sekunden ist das Weihnachtszimmer ein Kriegsschauplatz! Die Autorität greift ein, die Neutralität beschwichtigt, die Konservative ist entsetzt, die Folgen sind nicht abzusehen. Allmählch entwirrt sich das Knäuel, das alles andere als wollig war, und zwei Gestalten tasten sich empor mit zerschundenen Gliedern und blutenden Nasen. Dann ein strafender Blick, ein vernichtender Schlag und alles löst sich in Tränen auf; jeder auf seine Art, so der Himmelhund auf dem Schoß der Oma, wohin er sich in seinem Schreck geflüchtet hatte.

Die Heilige Nacht war bewegt. Stündlich waren Säuberungsaktionen unterwegs, Tröster fanden sich im Nachthemd ein, die dem immer winselnden Ruhestörer beruhigend hinter den Ohren kraulten, strafende Hände waren am Werke, die ihm die Nase in sein eigenes Erzeugnis tauchten. Allein umsonst. Der Morgen brachte eine furchtbare Ernüchterung, der Himmelhund war verschwunden, er war hingegangen, wo er hergekommen war, nach Espenthor — in den Himmel!

*

Ein paar Tage später hämmerte mein Vater ein weißes Emailleschild an die Türe seines Wartezimmers und ich stand dabei und buchstabierte mühselig Wort für Wort:

Mit Hunden kein Eintritt!



Aufn.: Lendvai-Dircksen

HENNING MEINCKE:

Aufgaben deutscher Jugend?

Es gibt hier nicht schlechthin eine Jugend, es gibt hier nichts schlechthin deutsches. Es gibt deshalb auch keine maßstäblichen oder unmißverständlichen Aufgaben für eine ‚deutsche Jugend'. — Und es gibt hier im Lande keinen Menschen, der befugt wäre über die ‚Aufgaben der deutschen Jugend' Gültiges auszusagen, es gibt keine gültige und berechtigte Stimme der Jugend.

Ich war im Sommer mit zehn Jungen vier Wochen in Italien und Tirol. Wir sind 4000 Kilometer durch dieses Land getrampt. Bevor wir fuhren hatten Erwachsene für uns eine große Reihe von Aufgaben bereit. Missionarische Betätigung an den in schwerem Volkstumskampf stehenden Ostmärkern und Tirolern, Verbindungsaufnahme mit dem jungen Italien, das mitfühlt und mitkämpft in der europäischen jungen Schicksalsgemeinschaft in ihrem Kampf um den Lebensraum des „Weißen Mannes" gegenüber Demokratismus und Bolschewismus. Und diese uns freundschaftlich verbundenen Erwachsenen hatten noch mehr Aufgaben für uns. Ich war der Mittler zwischen den Jungen und diesen ‚Auftraggebern'. Ich hätte es sein sollen. Denn diese Aufträge sind nicht weiter als bis zu mir gelangt, bis zu mir, dem sie sowieso schon selbstverständlich waren. Und doch haben die Jungen gerade dort, wo ich nicht dabei war, alle diese Aufgaben erfüllt: Begegnungen, Anschriften, Einladungen, Liederaustausch. Ich hatte meine ‚Aufgaben' nur darin gesehen, daß ich den Jungen nach Kräften Land und Menschen aufschloß, daß ich sie zwang, mit der ungewöhnlichen und sie bedrückenden Hitze fertig zu werden, aufpaßte, daß auch das Kläuschen manchmal seine Schuhe putzte, Tucki und seiner Klampfe Raum und Zeit schaffte, daß wir mit drei ‚gekonnten' Liedern auszogen und mit fünfundsiebzig wiederkamen. Das sind wirklich keine ‚Aufgaben', das alles ist ganz vordergründig jungenhaft. Wo blieben die Aufgaben, die eigentlichen? — Die Jungen haben sie alle erfüllt. Sie haben alle erfüllt gerade dort, wo wir uns dessen gar nicht versahen, ohne das Bewußtsein, ‚Aufgaben' zu haben, etwas ‚machen' zu müssen.

Und eben hier liegt und wirkt der Unterschied gegenüber dem, was ich erwachsenhaft nenne, gegenüber dem, was aus der Erwachsenen-Perspektive gefragt oder geschaut wird. Denn dieser ‚Erwachsene', der sich bewußt und als politisch, sittlich oder weltanschaulich ebenso bewußt handelnde Persönlichkeit seine Aufgaben stellt, lebt in der Vorstellung, daß der durch Italien trampende 14-jährige zur Erfüllung s e i n e r Aufgaben nur dann käme, wenn auch er sie sich bewußt als verpflichtende stellt. Eben dies ist der Irrtum, ist

geschaut aus der Erwachsenen-Perspektive, bedeutet eben auch den immerwiederkehrenden Zweifel der Erwachsenen am Wert und am Wesen dessen, was eigentlich Jugendbewegung ist, nur als Bewegung und Bewegtsein zu begreifen ist und was innerhalb dessen, was wir als Ausdruck echter Jugendbewegung ursprünglich erleben und so zu nennen gewohnt sind, jenen abwehrenden und sich verschließenden Trotz hervorruft auch gegenüber den Freunden der Jugendbewegung, den diese immer wieder mit Befremden oder Mißfallen feststellen.

Die deutsche Jugend hat also, wie jede andere, zunächst durchaus keine Aufgaben. Hier wird keinem haltungs- oder verpflichtungslosen Liberalismus das Wort geredet. Hier wird nur versucht, deutlich zu machen, was diese Jugendbewegung mit Selbstverantwortlichkeit, Autonomie und ähnlichen Begriffen meint und deren Verwirklichung allererste Voraussetzung für ihren Ausgang und Aufgang und Fortgang sind und die einbeschließen eben auch die Abwehr gegenüber allen und allem, was für sie ‚Aufgaben' zur Hand hat und sehr bereitwillig verteilen und aufgenommen sehen möchte. Hier liegt auch unsere tiefe Zustimmung gegenüber Ortega y Gasset begründet, der fordert, daß es darauf ankäme, den eigenen Lebensentwurf zu verwirklichen.

Erst wenn und wo dies geschehen ist, erwachsen die Aufgaben, über die Sie von mir etwas hören wollen. Und das ist erst zu einem sehr späten Zeitpunkt.

Sie haben sich mit Ihrer Frage an mich gewandt. Sie wissen, daß ich Jungenführer bin. Was wir Jugendbewegung nennen, hat immer gelebt mit und aus den 12 bis 18jährigen und mit und aus etlichen Aelteren, die führten, lehrten, formten, halfen,diesen Lebensentwurf nach Kräften und selbstlos, als selber Bewegte und Mitfragende zu verwirklichen. Sie können also von mir keine Antwort erwarten auf die Frage nach den Aufgaben der Zwischengeneration, der 18 bis 25-Jährigen. Und die Antwort auf die Frage nach den Aufgaben eigentlicher Jugend haben Sie schon erhalten.

Sie sind enttäuscht. Ich weiß es. Es besteht aber kein Anlaß zu solcher Enttäuschung. Und habe ich nur die Täuschungen von Ihnen genommen, denen Sie bisher ausgeliefert waren, Sie also im wörtlichsten Sinne des Wortes ent-täuscht, dann ist es gut so. Wissen Sie oder können Sie vielleicht spüren, wie wesentlich, wie begeisternd, ja, wie ungeheuerlich es ist, wenn unter Hundert dieser eine Junge, dieses eine Mädel entschlossen ist, in Wahrhaftigkeit zu sich selber zu werden, wenn es gegenüber Freunden und Feinden seinen eigenen Lebensraum abschirmt und ihn ausfüllt? Ihn nicht ausfüllen läßt, nicht ihn ausgefüllt bekommt mit Doktrinen und Ideologien, nicht ihn sich ausfüllen läßt mit Dogmen aller Schattierungen, nicht ihn ausfüllen läßt mit Radio, Film, Sportismus, West-Ost-Geschwätz, mit rahmen- und grundloser Deutschheit, die eifert und missioniert, sondern selber einfach deutsch ist?

Ich weiß, es ist schwer zu begreifen. Es ist nur zu erleben. Der Fünfzehnjährige, der kompromislos seinem Bunde gegenüber allen Zugriffen von

innen und außen, gegenüber allen Elternängsten und gegenüber aller eigenen Trägheit und Unzulänglichkeit einfach treu ist, einfach da ist, der Fünfzehnjährige, der hier aus sich selber und aus denen mit ihm Gemeinschaft begreift und lebt, Kameradschaft wirkt im einfältigsten Sinne des Wortes, der Fünfzehnjährige, der in seinem Gefährten den Freund liebt und doch in seiner Gruppe und dem Bund für ihre Belange ganz aufgeschlossen ist, der Fünfzehnjährige, der den Fußballplatz verachten lernt (das ist nicht leicht!), der Fünfzehnjährige, der musisch und musikalisch tot war und hier bei uns lange Stunden bemüht ist um das Zusammenklingen von Grund und Oberstimme, der nach beglückendem Gewittererlebnis auf den Felsenriffen der Liguria am nächsten Mittag seiner Gruppe in offener Selbstverständlichkeit ein aus diesem Erlebnis erwachsenes Lied vorsingt, ja, und auch der Fünfzehnjährige, der mit uns durch den Brutofen Poebene zieht, der Fünfzehnjährige, dessen begüterter Vater kein Verständnis dafür hat, daß, wenn die Gruppe von Hamburg nach Garmisch trampt, auch er trampen muß und sich nicht vom Vater dorthin im eigenen Auto fahren lassen kann und deshalb bei der Uebernachtung während dieser erzwungenen Fahrt im Grandhotel mit einem seiner Jungen zwischen den Betten auf der Zeltplane auf dem Fußboden schläft, der Fünfzehnjährige, der in Bozen jungen Tirolern begegnet, mit seiner Klampfe zu ihrem Singeabend geht und anschließend mit allen zu uns in die Kohte kommt und also ohne missionarische Absicht missioniert und Bindungen knüpft, die Jahre fruchtbar sein werden, erfüllen alle diese Fünfzehnjährigen nicht hundertfältige Aufgaben, die die andern um sie herum weder sehen noch wollen?

Braucht dieser Fünfzehnjährige noch mehr Aufgaben?

Soll ich Ihnen erzählen von den ‚Aufgaben' der deutschen Jugend, die sie nach meiner Meinung haben oder erfüllen müßte, soll ich Ihnen ein Bild hehrer und hoher und hochgemuter Jugend vorgaukeln, die hier nicht ist, und die wir auch nicht wollen?

Ja, und was noch schlimmer ist, selbst das vielleicht beglückende Bild der Fünfzehnjährigen — es ist beglückend, wenn Sie Gefühl für solches Glück haben — das ich Ihnen malte, selbst in diesen ihren wenigen und großen Erfüllungen, diesem So-Sein und So-Werden sind auch diese Jungen nicht deutsche Jugend schlechthin, sind es nicht, auch wenn Sie und mit Ihnen andere Erwachsene geneigt sind, in ihnen die besten Vertreter deutscher Jugend zu sehen und diese Jungen sich auch manchmal als die besten Vertreter deutscher Jugend erleben. Wer die Jungen aus unseren Bünden sieht und dieses Bild überträgt auf die ‚deutsche Jugend', handelt leichtfertig. Denn ein solches Leben leben vielleicht, wenn es hochkommt, zehntausend. Dazu kommt eine sicher sehr große Zahl von Jungen und Mädeln, die in Achtbarkeit lebt und arbeitet. Dahinter aber steht, nicht mehr zählbar, die Menge derer, die durchaus nicht achtbar ist, und die mißachtbar gemacht wurde. Mit Fleiß. Mit German Education Reconstruction. Mit Geld. Mit Aufgaben. Und gerade sie erfüllen ‚Aufgaben' in Mengen und mit Bereitschaft. Alle, die man von ihnen fordert, dort, wo wir ganz Abstand und Verneinung sind.

Bitte, begraben Sie also auch in Buenos Aires das Bild einer auch nur etwa homogenen deutschen Jugend. Es gibt sie nicht oder nicht mehr, wie Sie mögen. Dabei sind die ‚Jugenden' der katholischen Kirche und der protestantischen, der kommunistischen Partei und der sozialdemokratischen, der katholischen Aktion, der Pfadfinder oder der Reichspartei in sich durchaus homogen. Die wütigen Kämpfe untereinander gehen nur um Graduelles, nicht um Grundsätze oder Eigentliches.

Wenn also, um Ihnen ein wenig entgegenzukommen, eine mögliche ‚deutsche' Jugend überhaupt eine ‚Aufgabe' hat, dann ist es diese:

Möglichst viele zu sich heranzuziehen, immer aber nur die, die Selbstverantwortlichkeit und scheinbare Aufgabenlosigkeit leben können. Eben darin ist sie deutsch, ist sie Jugend und hat sie Aufgaben. Alles andere kommt — im Guten wie im Bösen — von außen, ist eingeredet und hält keiner ernsthaften Beanspruchung stand.

Und einreden — das wollen wir doch nicht schon wieder, das wollen wir doch wirklich denen überlassen, die damit eifrigst am Werk sind. Diesen Hoffnungslosen wollen wir es überlassen.



Das Europa-Gespräch

Europa ist ein politisch und geistig gewachsener Organismus, nicht nur ein geographisch territorialer Sammelbegriff. Dieser Organismus hat, mit einem eigenen strukturellen Gefüge der Verflechtung der politisch sozialen Entwicklungsvorgänge, mit einer besonderen Ausbildung einer spezifisch europäischen Feudalität und Urbanität, mit einer besonderen Ausprägung und Abfolge des geistig-künstlerischen Entwicklungsrhythmus, einer besonderen Ausprägung der Persönlichkeit- und Gemeinschaftsideale, der Verhaltungsweisen Ich — Welt, Mensch — Natur, Mensch — Gesellschaft, eine besondere Form der Humanitas, der „Society" im Toynbeeschen Sinne, eine besondere Form des kritizistischen Rationalismus und der Energetik der Assimilationsfähigkeit, der aktiven Koordination im Sinne Haldanes, einen besonderen Sinn für die Pluralität des menschlich und geistig Möglichen, einen besonderen Sinn für das Verhältnis von elementar Gewachsenem und der Norm klar ausgeprägt. Klar augeprägt vor allem bei den romanisch-germanischen Völkern Europas, mit Verspätungserscheinungen und einer anderen Mobilität (mobility im Sinne P. Sorokins) der gesellschaftlichen Aufgliederung und des kulturellen Entwicklungsrhythmus bei den osteuropäischen und südosteuropäischen, also vorwiegend slavischen Völkern, aber auch dort durchflutet von den gemein-europäischen Erneuerungswellen des Humanismus, des Rationalismus, der nationalen Organismus- und Universalismus-Idee, des positivistischen Fortschrittsglaubens.

Europa ist also genetisch und struturell eine Tatsache, auch wenn heute auf dem politisch organisatorischen Feld die Aufspaltung der Machtbereiche in einen anglo-amerikanischen, atlantischen, „westlichen" und in einen sowjetrussischen-europäischen, „östlichen" Machtbereich mitten durch Europa einen Riß, eine Kluft aufzureißen droht — bei gleichzeitiger Degradierung Europas zur peripheren Kolonie —, eine Kluft, die, wenn sie nicht aus dem g e i s t i g e n Wollen der betroffenen europäischen Völker heraus überbrückt und paralysiert wird, das Ende Europas bedeutet.

Meines Erachtens genügt es nicht, mit einem nostalgischen Seufzer und einem umflorten wehmütigen Blick in die Vergangenheit von Europa, seinen

Beteiligen Sie sich!

Fundamenten und seinen Leistungen für die Menschheitsentwicklung zu denken und zu sprechen. Die Besinnung auf unsere Fundemente ist auch notwendig, dringend notwendig.

Aber vielmehr ist notwendig, in dem festen Glauben, daß die Werte und Haltung, aus denen dieses Europa gewachsen ist, auch für die Weiterentwicklung der Menschheit noch positive und fruchtbare Werte darstellen, geistig für Eurpoa entschlossen zu kämpfen und zwar zu kämpfen auf allen Gebieten und allen Fronten. Denn heute lebt Europa in dem Bewußtsein eines Durchschnitteuropäers nur seiner technisch-zivilisatorisch- administrativen Seite nach: Man kennt die Zug- und Flugverbindungen und Entfernungen nach Rom, Paris usw., einige Hotels, Restaurants, Kurorte, einige Ausstellungen und Theater. Oder der herrschend gewordene Homo öconomicus kennt den wirtschaftlich-technischen Auswirkungs- und Placierungsbereich von Konzernen, Trusts, Maschinen und Chemikalien in Europa etc. Und damit ist es eigentlich aus.

Der englische Philosoph Bertrand Russel — neben Romain Rolland, Huizinga einer der klarsten und richtungsweisenden Sinndeuter eines europäischen Bewußtseins und einer europäischen Verantwortung — betonte schon vor drei Jahrzehnten mit Recht, daß eines der Haupthindernisse einer wirklich europäischen und wirklich humanen Einstellung und Zielsetzung, gleichzeitig eine der Hauptursachen, daß sich die begabtesten Träger der abendländischen Kultur immer wieder periodisch gegenseitig in blutigen Kriegen und gegenseitigen Verfolgungskomplexen zerfleischen und schwächen, die provinzielle, chauvinistisch-engnationalistische B e s c h r ä n k t h e i t ist, die durch unsere Erziehung, durch unsere Schule geistig und mental in den Werturteilen von Generation zu Generation weiter verpflanzt wird. Man sehe sich das Weltbild an, das ein Volks- oder Mittelschullehrer in Steiermark oder Bayern oder Kalabrien oder Normandie der kommenden Generation übermittelt. Man sehe sich nur die Schulbücher, vor allem die Geschichtslehrbücher an. Man höre z. B. die naiven Meinungen, die heute noch ein durchschnittlich gebildeter Mittel- oder Westeuropäer vom europäischen Osten oder Südosten, vom Slaventum und Balkan hat. Immer wieder nur technisch-zivilisa-

torische oder irgendwelche parteipolitische Maßstäbe oder politische Ressentimentskomplexe machtmäßig degradierter Herrenvölker.

Politisch und kulturell ist meines Erachtens eine der primärsten Voraussetzungen einer europäischen Neukristallisation ein Verstehen und Zusammenwirken — Verstehen im Diltheyschen tieferen Sinn — zwischen Deutschen und Franzosen; ein Verstehen, um das Romain Rolland bereits so gerungen hat und dessen tragischen Mangel Jean Vercors (Le silence de la mer) so erschütternd zum Ausdruck gebracht hat.

Es ist mir natürlich klar, daß die Erziehung, die Erweiterung des erzieherischen Blickfeldes auf das gemeinsam europäische noch nicht genügt, um am Ziele zu sein. Aber es ist ein Schritt, es ist eine Voraussetzung zum europäischen Agon.

Die Krise, die Europa heute durchlebt, muß von innen her überwunden werden. Diese Ueberwindung ist keine Angelegenheit von Massenorganisationen oder Massenmeetings — das Beispiel vom Völkerbund bis zur UNO hat gezeigt, wie internationale Organisationen letzten Endes hilflos sind, wenn die gemeinsame innere Haltung, die gemeinsame geistige Einstellung und der gemeinsame aktive Wille zur causa communis fehlt —, sondern eine Angelegenheit der inneren Klärung und Besinnung in den Hirnen und Herzen einer neuen europäischen Elite. Alle geistigen Erneuerungen sind immer von Wenigen ausgegangen und haben kraftmagnetisch die Welt umgestaltet. Der heilige Augustin hatte keine Organisation und schuf Fundamente für ein Jahrtausend Entwicklung. Nicht der naive Erfolgs- und technisch-zivilisatorische Fortschrittsoptimismus und Utilitarismus des nur diesseits-gebundenen neuzeitlichen Homo oeconomicus und Homo technicus wird Europa neu aufbauen; sondern Europa wird neu erstehen aus dem tapferen tragischen Bewußtsein (tragisch im Sinne Michelangelos und Beethovens) des verpflichtenden, opferbereiten Glaubens an den Geist als die mächtigste Macht und die gewaltigste Gewalt; aus dem tragischen Bewußtsein der Kreatürlichkeit unseres menschlichen Schicksals, aus dem tragischen Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit im Sinne des Dostojewskij-Satzes: „Wir alle sind an allem schuld.“

Prof. Dr. Josef Matl

A N T O N Z I S C H K A :

Mut!

In einer Welt, die durch Selbstillusionen und blinden Egoismus an den Rand des Abgrundes kam, muß mit allen Mitteln versucht werden, Stagnation in Unternehmungsgeist, müde Resignation in kämpferische Hoffnung, murrendes Abseitsstehen in schöpferischer Aktivität zu verwandeln. Denn es gibt heute nur mehr e i n e n Weg aus dem Chaos: Phrasenlose, neue Werte schaffende A r b e i t.

Wie weit wir auch die Entwicklung der Menschheit zurückverfolgen, stets gab es Wechsel der Wohnsitze, ging ein Teil der Neulinge zugrunde, merzte der Zwang zur Anpassung an neue Lebensumstände die Schwachen aus, während er bei den Starken neue Kräfte weckte, schlummernde Anlagen sich entfalten ließ, der „Grenzreiz" — das Zusammentreffen von Risiko und Chance — Eliten formen half, die sehr oft das Stammland überflügelten. Wie weit wir auch zurückgehen, stets erweist sich als richtig: „Die großen Bewegungen der einander schiebenden und drängenden Völker sind die wahren Magistralen der Weltgeschichte ... Tief unter der farbigen Fülle der Ereignisse wirken diese einfachen mechanischen Elementarmächte....." (Kulischer).

Die „Herren der Welt", die in Versailles 26 neue europäische Grenzen schufen und immer neue und immer höhere Zollmauern auftürmten, fühlten sich bekanntlich über diese Elementarmächte erhaben: Zu Kriegsnot und Kriegsverlusten trat die Verschwendung von Milliarden und Abermilliarden nie wieder nachzuholender Arbeitstage, die Preishaltevernichtung ungeheurer Subsistenzmittel, das Elend von mehr als 30 Millionen Arbeitslosen und der diesem Elend entspringende Rechts- und Linksradikalismus; und zum Aussperren der Waren trat die Aussperrung der Menschen, das Aufstauen der verarmten und verzweifelnden Massen. Die Vereinigten Staaten schlossen 1921 und 1924 ihr auch heute noch längst nicht volles Land ebenso ab wie früher schon Australien sich isoliert hatte und wie 1931 das riesige Kanada sich gegen die Einwanderung wandte. Und das führte zwangsläufig zu Japans „Dumping" wie zum „Dritten Reich"; Amerikas Innenpolitik und Australiens Gewerkschaftstaktik kosteten China seine reichsten Provinzen wie Polen seine Selbständigkeit; als Italien statt der 560 000 Emigranten des Blütejahres 1913 im Krisenjahr 1938 nur mehr 22 000 unterbringen konnte,

da bedeutete das bekanntlich den Abessinienkrieg, das offene Ringen zwischen „Haves“ and „Havenots“, den weltweiten Kampf gegen die „Diktatoren“...

Wahrer Sieger in diesem zweiten „Kreuzzug für die Demokratie“ war natürlich wiederum ein Diktator, der unerbittlichste unter allen, der durch Haß und Zerstörung zu nie zuvor erlebten Dimensionen angeschwollene Hunger, denn der Krieg ist ja des wirksamste Hemmnis aller nutzbaren Produktion, das gewaltigste Verprassen der Früchte unserer Arbeit, der Kreislauf Not — Krieg — Not der furchtbarste aller verzauberten Zirkel. Gut 60 Millionen Menschen verloren durch den zweiten Weltkrieg die Möglichkeit, produktiv ihr Brot zu verdienen; als er zu Ende ging, gab es 12 Millionen Entwurzelte, und mehr als ein Viertel von ihnen haben noch immer keinen festen Wohnsitz, abgesehen von den Millionen „Deutschstämmigen“, die von vornherein von jeder internationalen Hilfe ausgeschlossen waren; abgesehen von Dutzenden Millionen Asiaten und von Millionen aus Israel vertriebenen Arabern warteten 1949 noch immer 835 000 „displaced persons“ auf eine neue Heimat. Und zum Hunger der Entwurzelten kommt der Hunger der auf zu engen Raum Zusammengedrängten, der Unzähligen, die — nach den Worten des australischen Einwanderungsministers Calwell — selbst im „Sieger“-Staat England „einander erdrücken und sich gegenseitig das knappe Brot wegessen“; dazu kommt der Hunger der Ungeborenen: Innerhalb der nächsten 25 Jahre muß — wie Lord Boyd Orr 1949 erklärte — die Weltnahrungsmittelproduktion um 100% steigen, wenn die rasch zunehmende Erdbevölkerung[1]) satt essen will. Und besonders die teuren Nahrungsmittel, die an Proteinen, Mineralstoffen und Vitaminen reichsten, müssen in vervielfachten Mengen zur Verfügung stehen, wenn nicht schwerste Gesundheitsstörungen eintreten sollen, damit ein Absinken der Produktion und damit neuer Hunger ...

---

[1]) Nach Willcox war die Entwicklung der Weltbevölkerung

in Millionen:

1650	440
1750	650
1850	1100
1950	2260

Im ersten dieser drei Jahrhunderte wuchs also die Menschheit um 210 Millionen oder 50% , im zweiten um 450 oder 70% und im letzten um 1160 Millionen oder 105%.

Im einzelnen hatten (nach Warren S. Thompson)

Einwohner in Millionen:

Jahr	Welt	davon Asien	Europa	Afrika	Nord Amerika	Süd Amerika	Australien u. Ozeanien
1800	919	600	188	100	15	14	2
1850	1091	664	266	100	39	20	2
1900	1527	839	390	141	110	41	6
1940	2097	1105	545	158	188	90	11

Immer mehr Menschen begreifen darum, daß es nur einen Weg aus dem Chaos gibt: Arbeit wie noch nie; Nutzung jedweder Produktionsmöglichkeit, Schaffung neuer, zusätzlicher Werte überall auf der Erde durch höchste Anspannung der Erfindungs- wie der Arbeitskraft aller nur irgendwie Einsatzfähigen. Aber die „Großen" rüsten und demontieren.

Sie halten die Grenzen Deutschlands, in dem heute 67 Millionen auf 337.700 km² zusammengedrängt sind statt der 1938 (ohne Oesterreich) 66 Millionen auf 470.500 km², ebenso fest verschlossen wie die Japans, das nicht nur seine Kolonien verlor, sondern dessen Bevölkerung durch Repatriierungen trotz der hohen Kriegsverluste von 71,3 Millionen im Jahre 1937 auf 78,6 ein Jahrzehnt später gebracht wurde. Jeder Quadratkilometer Deutschlands soll trotz der Einbuße von weit mehr als der Hälfte des Volksvermögens 185 (und in der Westzone 368) Menschen ernähren statt der 147 vor der Explosion; jeder Quadratkilometer Japans 234 (und allein die Nutzfläche berücksichtigt mehr als 1300) statt der 181 des Jahres 1940. Die jetzt 152 Italiener, die auf jeden Quadratkilometer kommen, brauchen der Meinung der 18 Einwohner je Quadratkilometer betreuenden Regierung von Washington und der für höchstens 8 je Quadratkilometer verantwortlichen Regierung von Addis Abeba zufolge keine Kolonien, die 651.000 Italiener, die schon im Mittel der Jahre 1906—10 auswandern mußten, taten es scheinbar zum Vergnügen...

Das größte Wachstum zwischen 1938 und 1948 weist Ibero-Amerika mit 28 Millionen Menschen (10 Mittelamerika und 18 Südamerika) auf, während die USA. nur 16 Millionen gewannen.

Die größten Bevölkerungsverluste erlitten Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien und Deutschland, in denen neben Portugal, Indien, Panama und Salvador auch die Geburtenrate sank, während sie in den meisten andern Ländern stieg, am stärksten in Frankreich von 14 je Tausend 1938 auf fast 20 je Tausend 1948 und in den USA von 17 auf 21. Die Sterblichkeit sank — mit Ausnahme von Australien und Neuseeland — auf der ganzen Welt.

Die Ursachen der den zweiten Weltkrieg auslösenden Expansion wurden also nicht beseitigt, sondern verschärft, und auch Ratschläge wie die H. L. Menckens, die „sterilization bonuses", die vor allem auch William Vogt in seinem „Road to Survival" (Vierter Druck. Gollancz, London, p.282) propagiert, die Idee, statt amerikanischer Hilfgelder jedem, der sich sterilisieren lassen will, 50 oder 100 Dollar zu bezahlen, bringt — ganz abgesehen von allen moralischen Ueberlegungen — keinen Ausweg, denn es gibt nicht

---

Das Wachstum der Bevölkerung 1938 bis 1948:

	1938	1948	Zu (+) oder Abnahme (—)	Prozent
Welt	2,054.611	2,216.204	+ 161.593	+8
davon:				
Asien	1,110.982	1,194.694	+ 83.712	+ 7
Europa (ohne Rußland)	386.148	382.658	— 3.490	— 0,9
Amerika	260.360	307.579	+ 47.219	+ 18
Afrika	147.698	158.305	+ 10.607	+ 9
Australien	8.968	9.968	+ 1.000	+ 11

nur zu viel, sondern ebenso zu wenige Menschen auf der Erde, Uebervölkerung besteht (nach Robbins) nur dort, wo eine Verminderung der Menschenzahl Erhöhung des Lebensstandards der Uebrigbleibenden bedeutet, und das ist in höchstens acht von achtzig Ländern der Fall. Was lebensgefährlich in Unordnung ist, ist nicht die Fruchtbarkeit, sondern die Verteilung der Bevölkerungen, was fehlt ist effektive Zusammenarbeit, Austausch der Ueberschüsse. Geburtsbeschränkung — vor allem den andern — zu predigen, ist sehr bequem, aber sie löst so gut wie keines unserer Probleme, denn gerade die dünnst besiedelten Länder haben ja die geringsten Hektarerträge, selbst die fortschrittlichen Vereinigten Staaten ernten ja z. B. nur 110 Bushel Weizen gegen die 39,3 des fünfeinhalbmal dichter bevölkerten Dänemark, und gerade die an Arbeitskräften schwächsten Länder sind am meisten der größten aller aktuellen Gefahren, der Bodenerosion, ausgesetzt. Nicht von den jahrtausendealten Weinbergen des Rheinlandes wird unersetzlicher Boden ins Meer geschwemmt; nicht auf den Reisterrassen Javas, die im Durchschnitt 350 und stellenweise mehr als 1000 Menschen je Quadratkilometer ernähren, ist der Boden erschöpft, sondern dort, wo auf riesigen Flächen nur ganz wenige Menschen Raubbau trieben, wie z. B. im Gebiet der heutigen Sund-bowl Nordamerikas oder großen Teilen des menschenleeren Australiens. Ueber vergangene Sünden zu jammern hat nur Sinn, wenn man sie gutzumachen trachtet, effektive Hilfe gegen Wasser- und Winderosion aber bringt heute in großen Teilen der Welt nur mehr intensivster Ackerbau und Aufforsten im Großen. Die Windschutzgürtel der Sowjetunion wie die Afrikas oder des amerikanischen Mittelwestens jedoch erfordern hunderttausende Arbeitskräfte, erfordern ebenso wie Wasserspeicher, Kläranlagen, Akkerterrassen oder Kunstdüngerfabriken dichte Besiedlung. Nur Bevölkerungs-ausgleich, Massenwanderung, nicht „Massenmord der Ungeborenen", wie man ihn jetzt in Japan versucht[1]) kann Rettung bringen, allein Optimismus, Arbeitsfreude und Hoffnung auf glücklichere Kinder den überall drohenden Nihilismus abwenden...

Unsere Erde ist, und sie bleibt, unermeßlich reich. Und sie wird ein glücklicheres Geschlecht nähren, sobald jeder einzelne das Richtige und Nö-

---

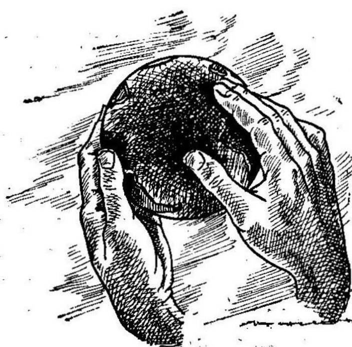
[1]) William Vogt (ob. cit.) rät Japan, sich auf eine Bevölkerung wie die Skandinaviens zu beschränken — auf etwa 14 Millionen also gegen die heute 80 — und so allen Komplikationen aus dem Weg zu gehen. Aber leider wird kein asiatisches Volk solch einem Rat folgen, trotz der Kriegs- und Nachkriegsnöte war die Geburtenrate des Jahres 1948 die höchste in der Geschichte Japans: 34,8 pro Tausend. Auf amerikanischen Druck wurde am 1. April 1949 der freie Verkauf von Empfängnisverhütungsmitteln und die entsprechende öffentliche Beratung eingeführt, aber das wird kaum die jährliche Zunahme um jetzt 1,6 Millionen Japaner beeinflussen, denn gerade der fremden Besatzung wegen will die Masse, daß ihr Land in spätestens 20 Jahren 100 Millionen Einwohner besitze...

Und ähnlich stark ist der Lebens- (oder Kampfwillen) auch in andern Teilen Asiens, z. B. auf Java, wo trotz schwerster Kriegs- und Revolutionsverluste 1948 mehr als 47 Millionen statt der 1930 rund 41 Millionen lebten, 356 Menschen je Quadratkilometer statt 316...

tige tut, die Gemeinschaft sich von unten her aufbaut, nicht von oben her aus einer abstrakten Idee. Was wir brauchen, sind nicht neue Ideologien und Programme, sondern Menschen, die längst als richtig Erwiesenes auch wirklich tun: Hier ein Wasserrad in Gang bringen, dort ein Windrad, in jenem Dorf eine Tiefkühlanlage und in jenem eine Leihbücherei für Fachwerke. Die hier eine Schule für Spritzgußtechniker, dort eine Forschungsgemeinschaft zur Besserung der biologischen Eiweißsynthese oder eine Verwertungsgenossenschaft für Tiefbaupatente gründen. Was wir brauchen, sind Menschen von persönlichem Wert, nicht solche, die nur als Mitglieder eines riesigen Kollektivs Geltung erlangen und sich alles erlauben dürfen, nur weil sie, wie früher der Civis romanus, als Brite, Jude oder Amerikaner weltweit durch usurpierte Machtmittel gedeckt sind. Woran die Welt allein genesen kann, sind Gemeinschaften, in denen Handeln und Können entscheidet und deren Mitglieder von dem verpflichtenden Bewußtsein erfüllt sind, daß auch die kleinste Leistung beitragen kann zum Neubau einer Welt.

Eine sehr alte Geschichte erzählt von einem Fremden, der Steinhauern zusieht und sie schließlich fragt, was sie da täten. „Ich verdiene meinen Taglohn", antwortet der erste. „Ich behaue Steine, das siehst du doch!" meint der zweite. Der dritte aber antwortet stolz: „Ich helfe einen Dom bauen..."

Ob ein Land viele hat oder wenige, die freudig und bewußt am Dom einer neuen Völkergemeinschaft mitschaffen, davon hängt seine wahre Bedeutung ab. Wo und wie dieses Mitschaffen geschieht, ob in Australien oder in Oesterreich, in Chile oder Holland, ist ziemlich gleichgültig, solange die Grundbedingung allen Fortschritts erfüllt wird: Reichtum und Wissen vermehrt, nicht Längstvorhandenes neu verteilt oder Längstbekanntes unter neuem Namen als Eigenentdeckung neu angepriesen wird. Solange schöpferisch gearbeitet wird zum Nutzen der Gemeinschaft aller Menschen...



Aus „Länder der Zukunft" Stalling/Oldenburg

IRMGARD BIDDER:

Land der Zuversicht

(DURCHREISE DURCH JAPAN)

1.) ABSCHIED VON CHINA

Im Sommer letzten Jahres verließ ich China, um nach Deutschland zurückzukehren, und mußte aus privaten Gründen über Mexico reisen.

Als ich mich in Peking bei der Polizei unseres Reviers abmeldete, frug mich einer der Beamten:

„Warum verlassen Sie China?"

„Weil wir hier unseren Lebensunterhalt nicht mehr verdienen können."

„Warum nicht?"

„Weil China abgeriegelt ist von der Außenwelt und im übrigen legt Ihr ja keinen Wert auf Fremde außer auf Eure Freunde, die „großen Brüder" aus Rußland."

„Die Langnasen?! Die sind nicht unsere Freunde."

Ich staunte so sehr über diese Offenheit, die mir nicht irgendwo leise und vertraulich, sondern laut und deutlich vor zwei anderen anwesenden Beamten ausgesprochen wurde, daß mir keine Entgegnung einfiel und ich die drei Männer nur nacheinander ansah.

„Freunde sind die Russen nicht! Wir haben nur sonst niemanden, der uns hilft, China neu aufzubauen", unterstützte einer der anderen. „Aber ob die Langnasen, die selbst weniger besitzen als wir" —

Die Tür öffnete sich und ein Fremder trat ein — das Gespräch brach ab.

Auf der zweieinhalbstündigen Bahnfahrt nach dem Hafen Tientsin fuhr ich mit einem Zug, der nur von chinesischen Frauen geführt, geheizt und bedient wurde.

Etwas ungemütlich war mir zumute, als ich die Lokomotiv-Führerin sah, aber ich vergaß dies Gefühl, sobald mir an meinem Wagentrittbrett zwei Schaffnerinnen in Uniform, mit Pistolen und Patronen beladen, die Fahrkarte abverlangten und dann zugreifen wollten, um beim Gepäck behilflich zu sein. Trotz der martialischen Aufmachung brachten sie den Koffer nicht von der Stelle und kicherten wie Schulmädchen, als ein Herr freundlich Hand anlegte. — Die Fahrt ging glatt, der Zug war sauber und ich vergaß die Frau an der Lokomotive, die anscheinend ihre Arbeit verstand. Solche Züge fahren zweiundzwanzig Stunden durch bis Mukden.

Ehe wir den Dampfer besteigen durften, gab es erneut eine Kontrolle hinter Stacheldraht (wir hatten schon viele Kontrollen in Peking und an den Bahnhöfen hinter uns! Inhaltslisten mit elf Kopien waren seit vielen Wochen

von jedem Stück abverlangt worden und jede Kleinigkeit, jedes Buch mit Titel, Autor und Erscheinungsjahr, jede Grammophonplatte mit doppelseitiger Aufschrift mußte mit chinesischer Uebersetzung aufgeführt werden. Und nun erneut das Theater mit Oeffnen und Auspacken! Unsere Angehörigen blieben hinter dem Drahtgitter zurück, und wir brieten drei Stunden in der Mittagshitze in langen Reihen aufgestellt, bis die Beamten endlich die Koffer zu durchsuchen begannen. Mir war, obwohl ich ein selten reines Gewissen hatte, unbehaglich zumute, da ich mit Schrecken sah, wie besonders eine kommunistische Beamtin mit dem Kofferinhalt von Leuten, die vor mir an der Reihe waren, umging: Spiegel wurden aus ihren silbernen Fassungen gebrochen, Tuben jeder Art durchstochen, Innenfutter der Koffer aufgerissen —. Ich hoffte, einer der männlichen Kontrolleure möge meine Habe durchsehen — aber die Frau kam auf mich zu. Zum Glück reiste ich mit meinem kleinen Sohn, der fließend chinesisch sprach und ein noch strahlend harmloses Kindergemüt besitzt. Sie begann mit seinem Koffer, und als sie die Bilderbücher und Spiele öffnete und untersuchte, meinte er, sie wolle spielen und begann ihr die Dinge zu erklären. Alle Umstehenden sahen herüber und lachten. Die Frau hatte keinen Humor, schob den Kleinen beiseite und riß das Kofferfutter des Einsatzes auf.

„Warum machst Du meinen neuen Koffer kaputt?" entfuhr es dem Kind, das ich vergeblich zum Schweigen zu bringen versuchte. Da kam ein älterer Zollbeamter herzu, legte der Frau die Hand auf die Schulter, sandte sie mit einem Auftrag fort und sagte: er würde weiter durchsehen. Er öffnete flüchtig zwei Gepäckstücke, ohne etwas herauszunehmen, machte seine Kringel und unser Fall war erledigt.

Neben mir stand ein Mann, dessen Gepäck schon kontrolliert und abgefertigt war. Da faßte ein Beamter ihm am Körper entlang und — drei große, antike, geschnitzte Elfenbeinkunstwerke wurden zu Tage befördert. Der Beamte besah sie, bewunderte sie — und gab sie dem Besitzer zurück. „Warum haben Sie die Sachen so versteckt, Sie konnten sie doch ruhig offen einpacken!"

2.) JAPAN

In mondloser Nacht, gleitet unser Frachter lautlos durch die Innlandsee. Aus dem schwarzglänzenden Wasser sprüht ab und zu ein Wellenkamm grünlich, diamantübersäht auf — Meeresleuchten. Schattenhafte Fischerbarken schaukeln gefährlich nahe unserem Schiffsleib, wenn unser Koloß sie langsam überholt. Es riecht schon nach Japan, nach Seetang, Fischen, Sojagewürz — wie mir der Geruch vertraut ist! — Und dann rasseln die Ankerketten und wir liegen um zwei Uhr nachts im Hafen von Kobe.

Ich bin zu müde und wundere mich nicht über die Stille und die Dunkelheit des Quais — aber am folgenden Morgen — welcher Unterschied gegen früher! Keine Rikschas, keine Taxis und Lastwagen, kein Lärm, keine Menschen — nur einige Frauen in eng anliegenden blaugemusterten Hosen, Holzsandalen und weißen Kopftüchern sind damit beschäftigt Ballen umzuordnen. Kaum ein Kuli ist in Sicht.

Nach erledigten Formalitäten dürfen wir an Land. Lange wandere ich an Bretterzäunen vorbei durch leere Hafenanlagen und über Schienen, ehe ich eine elektrische Bahn als einzige Fahrgelegenheit entdecke, die zum Stadtzentrum führt.

An Bord hatten wir etwas Geld zur offiziellen Rate einwechseln können, die etwa ein Viertel von dem war, was die Amerikaner erhalten. Ich fahre für einen Spottpreis, bis zum Hauptbahnhof Sanno Mya und schlendere durch die Geschäftsviertel.

Ich möchte allein sein und nicht Japan jetzt mit Touristen erleben. Immer wieder aber treffe ich auf meine Mitreisenden, die in extatischer Begeisterung Fernrohre, Fotoapparate, Lupen, Porzellan-Service und Feuerzeug-Spielereien erhandeln. ‚Es ist ja sooo unfaßbar billig und in New York oder Los Angeles kann ich die Sachen für den zehnfachen Preis verkaufen!' — Oder man ruft mich herzu, um Drachen — bestickte Kimonos als ‚Kenner' zu beurteilen!

Ich entweiche voll amüsierten Unbehagens — und doch behalte ich verwundert die niedrigen Preise im Gedächtnis. Wie ist es möglich, daß Japan schon wieder so billig — und gut fabriziert? Die Innenstadt ist kaum wiederzuerkennen, neu aufgebaute Straßenfronten, supermoderne Warenhäuser mit ausgewählt schönen ausländischen Auslagen ‚for Allied Forces only', und andere rein japanische Kaufhäuser mit Bergen von Kimonostoff-Ballen, Sandalen, Haushaltsgegenständen. Mir gehen die Augen über nach der spartanischen Zeit in China. Ich frage nach Preisen, da ich mich erst an die japanischen Zeichen neu gewöhnen muß und finde sie kaum gegen einst erhöht. In den japanischen Warenläden sprechen die Verkäuferinnen nur japanisch und geben sich den Anschein, keine andere Sprache zu verstehen. Man antwortet freundlich, höflich, aber nirgends treffe ich auf die eifrige Beflissenheit, wie sie früher Fremden gegenüber üblich, ja oft lästig gewesen war. Alles ist voll auffallend gut und neu gekleideter einheimischer Käufer, kaum ein ausländisches Gesicht. In den Seitenstraßen, die zum Rokko-Berghang aufsteigen, stehen noch die Maiglöckchen-artigen Bogenlampen und alles bietet hier ein vom Krieg fast unberührtes Bild. Spezialgeschäfte stellen künstlerisch gemalte Fächer und antike Lackwaren üppig aus. Dazwischen machen kleine, in Miniaturgärten versteckte Restaurants den Eindruck der gepflegten Sauberkeit, die jeden Nichtkenner Japans begeistert und ihn glauben läßt, ein japanisches Haus und seine Bewohner seien das denkbar Vorbildlichste auf Erden. Ueberall werden Hausfronten und Treppeneingänge aus Holzbottichen mit Wasser überflutet und das altgewohnte Klappern der Holzsandalen klingt mir wie der vergessene Rhythmus einer japanischen Melodie.

Langsam fällt mir ein kaum zu definierendes Etwas in der Atmosphäre Kobes auf. Etwas ist anders geworden — abgesehen von dem neuen fremden Stadtbild des Zentrums — was ist es? — Liegt es im Benehmen der Menschen? Einige USA-Militärs kommen vorbei, eilig, zu dritt, ohne rechts und links zu sehen, ohne Blick für die ‚Straße', und wieder dort Amerikaner in Uniform, in Gruppen, nie einzeln, nie im Gespräch mit Japanern. Riesige Neger in USA-Uniform stehen an Straßenecken, sprechen auffällig und laut

und schwingen ihre Gummi-Knüppel. Japanerinnen und Japaner, fast ausnahmslos in Kimonos — was früher für die moderne Männerwelt selten war. Auch sie reden unter sich, harmlos, heiter, aber ohne einen einzigen Blick für etwas außerhalb ‚ihrer Sphäre', etwa auf uns Fremde. Es ist nicht beabsichtigte Feindseligkeit. Keine sichtbare Abwehr, kein Abwenden. Es scheint mehr wie ein Dasein in getrennten Welten mit luftleeren Zwischenräumen ohne die geringste freundliche noch zugespitzte Spannung. Die Amerikaner existieren wie isoliert ‚garnicht in Japan' und die Japaner scheinen die Fremden ‚nicht zu spüren'. Erst nachdem ich die anderen Städte sah, glaube ich, daß es ein ‚scheinbar' auf japanischer Seite ist. Dem, der das besetzte Deutschland kennt, fällt das noch stärker auf und ich wünschte, die Deutschen benähmen sich wie die Japaner, ohne Unterwürfigkeit, ohne plumpe Servilität, ohne die mit wachsender Erbitterung geladene Abwehr, sondern mit Würde, mit stillgetragener Einsicht und beherrschtem Selbstbewußtsein, das sich nicht durch unbedacht verletzende Sieger-Allüren berühren läßt.

An Bord freue ich mich über die Stille. Alle Offiziere sind an Land. Wie haben sie sich auf das Tanzen gefreut. Alle Ersparnisse sollen heute in einer bunten Nacht verjuxt werden. — Aber, kurz nach elf Uhr sehe ich sie schon verdrossen und erbost zurückkehren.

„Stellen Sie sich vor, wir gehen mit der Besatzung eines befreundeten norwegischen Schiffes los und wollen uns amüsieren. Alle besseren Lokale, die wir von früher her kannten, oder auch neue ließen uns nicht ein, ‚For Allied Forces Only' heißt es, aber damit bezeichnen sich anscheinend in Japan die Amerikaner allein, — nicht einmal zu Weihnachten und Sylvester dürfen wir neutralen ‚Nicht-Amerikaner' im Klub oder im Hotel feiern! Heute gingen wir in das einzige Tanzrestaurant, das für ‚uns andere' offen ist. Wir saßen, tranken, tanzten mit nett gekleideten japanischen Taxi-Tänzerinnen — und plötzlich ist die Uhr kurz vor elf. Vier Neger in USA-Uniform erschienen und verlangten, daß wir und alle anderen Fremden nach Hause gehen. Es regnete — unser Auto war erst auf Mitternacht bestellt!! Wir versuchten die Patrouille zu überreden — umsonst, sie zogen die Gummiknüppel gegen uns Europäer und zwangen uns draußen vor der Haustür im Regenguß stehend zu warten."

Wir alle sind froh, Kobe zu verlassen. In Nagoya kurzer Aufenthalt. Einige Passagiere, Kaufleute, haben Einführungsschreiben an Porzellanfabrikanten und suchen sie auf. Mit einer Auswahl von Tellerproben erscheinen sie wieder an Bord und sind begeistert über die niedrigen Export-Preise. Ein ganzes Tafel-Service für zwölf Personen kostet 11.— US$, das beste 20.— US$ als Exportpreis. Da ich billige japanische Exportware von einst kannte, bin ich gefaßt auf das blaue Phönix- oder das bekannte rote Ahorn-Muster — aber weit gefehlt! Es ist feinkörnig, durchsichtiges, einfarbig weißes oder elfenbein getöntes Porzellan in modernen europäischen Formen, das ohne Goldverzierung mit Rücksicht auf zu hohe Einfuhrzölle im Absatzland hergestellt wird.

„Darf Japan jetzt ungehindert an andere Länder neben den Vereinigten Staaten liefern?"

„Ja, seit dem ersten Juli dieses Jahres sind alle Beschränkungen, außer denjenigen an das kommunistische Festland, gefallen. Selbst Mikimoto Kultur-Perlen, auf die die Vereinigten Staaten es besonders abgesehen hatten, sind frei."

Und weiter fahren wir nach Norden über kleine Küstenplätze wie Shimizu, das völlig unberührt von Krieg und Besatzung ein dörfliches Leben weiterführt. Im Hintergrund, am Ende der Dorfstraße leuchtet der Fuji, noch schneebedeckt, — immer wieder taucht er hinter Kiefernbäumen der Gärten auf — so wie es die klassische Vorstellung des Fujis immer wieder abbildet.

Eng nebeneinander gedrängt stehen die Holzbuden mit ihren Schiebetürwänden. Wie vor Jahr und Tag bieten sich zum Kauf: Oelzeug-Regenschirme, Gummistiefel, getrocknete Fische, die wie Schuhleisten aussehen, Bohnenkuchen, Süßigkeiten und die unbegreiflich vielen Spielzeugwaren.

Wie einst kichern die Ladenmädchen und äugen nach uns Fremden aus, fragen nach dem woher und wohin — wie es eben auf der ganzen Welt in kleinen Dörfern üblich ist. Alte Frauen mit auf den Rücken gebundenen Enkelkindern freuen sich über ein „con nichi wa" (guten Tag) und nicken noch lange sich verbeugend hinter mir her.

Gerade dieses Andere, so ‚japanische Benehmen', das Reagieren auf Fremde, unterstützt meinen Eindruck vom veränderten Kobe-Gebahren. Wie mochte es in Yokohama und Tokio sein?

Yokohama — ein toter Hafen, eine völlig erstorbene, zerstörte Hafenstadt. Kein Verkehr, keine Touristen, kein internationaler Betrieb. — Durch die einst belebte, kleine Hauptgasse der Seiden- und Kurio-Läden wandere ich fast allein. Betrete Läden, in denen man mich wiedererkennt — und doch nicht von früher spricht. Keine Freude, keine Klage. Ich gehe hinauf zum Bluff-Hügel, wo so viele meiner Bekannten wohnten — jedes Haus beherbergt Amerikaner. Ich gehe zu den kleinen Polizeibuden und frage nach Namen — alles unbekannt — schließlich wende ich mich an die französischen Schwestern im alten katholischen Krankenhaus und dort erfahre ich, daß „nicht-amerikanische" Fremde nicht mehr in Yokohama wohnen mit Ausnahme der ausländischen Schiffsagenten und Konsulate.

Das New-Grand-Hotel, in dem ich so oft frohe Stunden und große Feste erlebte, betrete ich und suche den Friseur-Laden. Er ist an gleicher Stelle. Die Bedienung, drei japanische Mädchen sitzen und rauchen Zigaretten. Sie weisen auf die Uhr, die auf fünf p.m. zeigt und lehnen unfreundlich ab. Ich spreche japanisch mit ihnen und rede so lange zu, bis ich schließlich bedient werde. Aber nach dem Waschen wird mir der Föhn in die Hand gedrückt, die Mädchen ziehen sich an, um zu gehen und bitten um Bezahlung. Ich gebe eine große japanische Note hin und werde angestarrt — „nein, keine Yen, wir bekommen einen ‚script' über 1.50 $ US." „Scripts? ich besitze keine ‚scripts' — ich bin Passagier vom Schiff X." Noch größeres Entsetzen — und nun erfahre ich, daß das „New-Grand" ausschließlich ‚For Allied Forces', sprich Amerikaner, zur Verfügung steht. Und kein anderer Ausländer hat Zutritt. Mit Mühe und Not entkomme ich der ungastlichen Stätte und komme mir langsam vor, wie ein Mensch, der vom Mond herunterfiel. Wohin soll

man als fremder Durchreisender gehen?? — „Nach Tokyo!“ ist die ernsthafte Antwort.

Mit einer elektrischen Schnellbahn fahre ich in einer halben Stunde in die Hauptstadt — wie früher — zwar steht auch auf den Bahnwagen hier und dort ‚For Allied...‘ aber ich erfahre, daß neuerdings auch alle anderen Sterblichen ‚sogar Japaner‘ überall einsteigen dürfen. In der Tat sitzen sie im Wagen mit dem ‚Kobe-Ausdruck‘, als seien sie nur mit sich selbst befriedigt und allein beschäftigt.

Die Fahrtstrecke ist unverändert, und nur bei der Einfahrt in Tokyo gähnen von überall her ausgebombte Hausruinen wie Totenschädel.

Anständig, groß und sauber ist der Tokyo-Eki-Bahnhof. Etwas unschlüssig stehe ich in einem der neuen Ausgangsportale und überlege, wo und wie ich mir die Stadt ansehen soll. Da kommt ein Chauffeur auf mich zu und gibt mir eine Marke, „der Wagen kommt sofort.“ Ehe ich fragen kann, für wen er mich hält, saust er davon und holt ein riesiges neues Luxusauto.

„Ist dies ein Privat-Wagen“? — zögere ich, „nein, nein, steigen Sie ein, es ist ein Taxi.“ Zu spät merke ich erst während der Fahrt, daß es auch nur ein für ‚Allies....“ ist. Aber ich lasse mich weiter durch alle Stadtviertel fahren, in denen ich vier Jahre zu Hause war.

Das Schloß und die jetzt öffentlichen Anlagen sind herrlich gepflegt. Ebenso ist die Innenstadt schöner erstanden als sie je war. Die berühmte Ginza summt vom Autoverkehr. Ein ununterbrochener Strom von fremden und einheimischen Menschen ergießt sich durch die Hauptgeschäfts- oder Seitenstraßen und in viele riesige Waren-Hochhäuser. Die Bürgersteige der Ginza sind von grünen Bambusmatten überdacht und viele winzige Steingärten mit Laternen, Miniaturwasserfällen und blühenden Zwergpflanzen, sind vor Spezial-Luxusläden auf ein bis zwei Quadratmeter Fläche angelegt. Unsagbar erholend ist für die Augen das grüne, durch die Matten sickernde Licht.

Unzählige teure Restaurants und Nachtklubs erstanden und neben ihnen noch viel mehr kleine Schnell-Imbißstuben und Kaffe-Eisdielen, die wie Pilze zwischen künstlerisch ausgestatteten Läden stehen, in denen Schmuck, handgemalte Seide, Kunstgewerbe und Antiquitäten jeden Fremden locken.

Ich fahre durch die alte Ueno-Akademie und besuche Freunde. Sie erzählen, daß Prinz Konoye, der früher ein bekannter Musikdirigent war, zwei neue Musikhochschulen aufgezogen hat. Philharmonische Konzerte und Theater blühen wie nie zuvor.

So scheint das Ziel, Tokyo zur ersten „Touristen-Stadt der Welt“ zu machen, sich erfüllt zu haben. Ob die Japaner dieses Ziel teilen? Für den Moment kann man dies wohl bejahen.

Nur durch die Vororte darf man nicht fahren und glauben, altbekannte Viertel wiederzufinden. So steht der Ropogi-Hügel, das Koji-machi-Viertel und viele andere kahlrasiert durch den Bombenregen. Ich frage den Fahrer, wo die und die Tempel standen oder wo die X-Botschaft vor dem Kriege lag. Da antwortet er „damals war ich noch zu jung, das erinnere ich nicht“ und

so wurde mir klar, daß elf Jahre vergingen, in denen die Jugend längst vergaß ,wie es im Frieden aussah'. Aber solche Bilder weist ja die ganze Erdoberfläche heute als Zeugnis für den „Fortschritt und die Vernunft des modernen Menschen' auf!

Japan bietet trotz aller Not, trotz Niederlage ein starkes Bild des Lebenswillens und japanischen Eigen-Geartetseins. Es überstand und wird weder gebrochen bleiben noch zum ,American way of life' erzogen werden können. Alle Versuche, Japan zur Panamerikanischen Interessen-Sphäre hinüberzuzwingen oder auf ,ewig' vom asiatischen Mutterkontinent wirtschaftlich loszutrennen, werden scheitern. Kein Volk kann besser und geduldiger warten als die asiatischen Japaner. Sie sind Asiaten, fühlen asiatisch und werden Asiaten bleiben. Sie werden wohl nie mehr in den bitter bereuten Irrwahn verfallen, ausländische Sitten und Errungenschaften zu vergöttern. Europa hat sie ebenso enttäuscht wie jetzt Amerika. Sie ziehen sich in ihre japanische Welt und Seele zurück.

Wenn man dies nicht begreifen will und nicht endlich lernt, daß jedes Volk anders geartet ist und nicht in die Artform eines anderen umgegossen werden kann, so wird Kampf und Widerstand zwischen den Völkern bleiben und man wird umsonst versuchen, durch Waffen Frieden zu erzwingen. Ein chinesisches Sprichwort heißt: „So Du Deinem Nächsten sein Anderssein noch nicht verziehen hast, bist Du noch weit zurück auf dem Wege zur Weisheit."

MARTIN BETHKE:

Manöver, Wehrfragen, Europaarmee

Die britische Rheinarmee hat im vergangenen September längere Manöver abgehalten, die zwar nicht so umfangreich waren, wie die der Russen mit etwa 300 000 Mann in Südsachsen (Chemnitz), aber immerhin waren über 120 000 Mann (Engländer, Belgier, Holländer, Dänen, Norweger, kleinere amerikanische und französische Kontingente sowie 7 000 Mann deutschen Hilfspersonals als Fahrer und Techniker) zusammengezogen. Franzosen und Amerikaner üben mit ihren Besatzungskräften in den jeweiligen Zonen. Die Jugoslaven (wie die Italiener, die Eisenhower ihre Bersaglieri-Eliteverbände mit Glanz vorführten) haben die ihren bereits abgeschlossen, wobei sie die Vorteile des gebirgigen Landescharakters auszunutzen suchten und besonders die Kleinkriegsformen bewußt übten; ihnen gegenüber stehen Ungarn und Bulgaren mit Manöveraufgaben von demonstrativ antititoistischer Zielsetzung. Ueber dem rheinischen Raum finden die größten Luftwaffenübungen seit Kriegsende statt (Operation Cirrus), an der sehr große Teile der europäischen Luftstreitkräfte der Atlantikpaktmächte teilnehmen, während die Spanier den Amerikanern, die in immer zahlreicheren Abordnungen pyrenäische und marokkanische See- und Lufthäfen bevölkern, mit recht gut geleiteten Luftmanövern ihre Bedürfnisse deutlich machen (die Franzosen zogen 40 000 Mann zu großangelegten Uebungen in Tunis/Algier zusammen; Amerikaner und Kanadier erprobten Monate hindurch arktische Bewegungsmöglichkeiten). Nach kombinierten See- und Luftmanövern, einschließlich von Landungsübungen auf Malta, im Mittelmeer, an denen sich amerikanische, britische, französische und italienische See- und Luftstreitkräfte beteiligten, werden sich in der Nordsee englische, dänische und norwegische Kriegsschiffe versammeln. Schließlich sollen die Manöver von 20 000 Mann der schwedischen Armee und ihr Zusammenwirken mit See- und Luftstreitkräften an der Ostseeküste nicht unerwähnt bleiben, weil sie zwar der eigenen Neutralität gelten und doch den Eindruck von den gegenwärtigen europäischen Verteidigungsbestrebungen abrunden. In der Summe ist es zwar kein überwältigendes Bild, jedoch eindrucksvoll genug... aber Zahlen allein ergeben noch nicht schlagkräftige Armeen und Eisenhowers Kritik an den laschen Anstrengungen für die europäische Verteidigung ist noch nicht überholt.

Vorläufig zeigen die vermehrten Anstrengungen noch immer eine schüttere Verteidigungsfront, der der Ausbau in die Tiefe fehlt. Der Rhein ist ohne ausreichende Truppen keine schützende Barriere (wie sich manche Franzosen einbilden mögen); die Erfahrungen von 1940 und 1945 haben es in jeder Richtung bewiesen. Deutsche Divisionen fehlen. Ein de Gaulle weiß das, soweit ihm seine nationalistische Terminologie nicht das Geständnis erschwert, aber Eisenhower und Bradley erkennen die Lage ungeschminkt. Sie

wissen auch, daß die Zahlen, die man als Manöverteilnehmer addiert, täuschen, denn sie setzen sich nicht aus aktiven Divisionen zusammen, sondern stellen meist Rekruten dar (die buchstäblich drei Monate gedient haben) und meist nur in verstärkten Bataillonen, Regimentern und Brigaden zusammengefaßt sind; die Engländer beispielsweise treten jetzt erst mit drei Panzerdivisionen auf. Die Fähigkeit der höheren Führung, mit größeren Verbänden zu operieren und in ihrer Verwendung zu denken, muß erst wieder erarbeitet werden, schon gar bei den kleinen Verbündeten. Die taktischen Differenzen sind sicher noch nicht behoben, die schematischer denkenden Engländer urteilen anders als die Amerikaner, beide schleppen noch gewisse gegenseitige Unlustgefühle aus der Kriegszeit in ihrem Gepäck mit sich herum, wo sowohl in den Fragen der strategischen Linienführung wie der operativen Maßnahmen die Ansichten oft genug auseinanderklafften. In der Literatur wird das zwar nicht immer so deutlich wie etwa in den Erinnerungen des besten amerikanischen Armeeführers Patton, aber daß zwischen Eisenhower und Montgomery wenig Sympathien bestehen, ist gewissermaßen „stadtbekannt", es hätte nicht des gegenseitigen Ausweichens während der britischen Deutschlandmanöver bedurft, dies deutlich zu machen. Die Amerikaner (und auch die Franzosen mit ihrem besonderen — und empfindlichen — Selbstgefühl) glauben, das ihre ausgedehnten koreanischen Erfahrungen (bei den Franzosen sind es die indochinesischen) in viel reicherem Strom in die Truppe fließen als bei den Engländern ... die daraufhin prompt einen Brigadegeneral aus Korea nach Deutschland beriefen.

Der deutsche Vorwurf, ein Risiko einzugehen, wenn man in militärisch ungeschützter Lage an einen Wehraufbau denke, soll durch die britisch-amerikanisch-französischen Manöver ad absurdum geführt werden. Die Manöverlage rechnete mit sowjetischen Einbrüchen (bspw. aus der Linie Hamburg/Bremen in Richtung Hannover mit dem Ziel eines Stoßes gegen das Ruhrgebiet. Zahlreichen eingeladenen deutschen Prominenzen ist dabei klargemacht worden, daß es schon heute gelingt, mit den vorhandenen Kräften solche Absichten zu vereiteln. Indessen kann man mit Manövern alles be weisen, in der alten preußischen Militärsprache nannte man das „einen Türken machen" und verstand das schon zu des seligen Kaiser Wilhelms II. Zeiten. Es soll nicht bestritten werden, daß bei weitergreifenden alliierten Anstrengungen solche Möglichkeiten tatsächlich in nicht sehr ferner Zeit erreicht werden können, mindestens auf längere Monate hinaus ist es aber noch nicht so weit. Dieser vorgeführte Schirm genügt nicht. Zudem hat man den Eindruck, daß beispielsweise über die Verwendung der Panzertruppe manche Kriegserfahrung verloren gegangen ist, besonders bei den Engländern, die offenbar stärker infanteristisch denken, als so erfahrenen und beispielgebenden Anregern wie Liddle Hart und General Fuller lieb ist. Undenkbar, heute bei den Engländern auch nur übungsmäßig den Versuch Guderians der Panzermassierungen und rücksichtslosen Stöße zu wiederholen, den er kriegsgeschichtlich anerkannt, so hervorragend bei seinem Durchbruch von Sedan 1940 zeigte, als er 800 Panzer auf 8 Kilometer Breite zum Angriff ansetzte und damit in zwei Tagen die französische Front zerbrach. Oder die russische Verwendung von Artilleriemassen. Auch der Einsatz von Fallschirmjägern und Luftlandetruppen scheint nicht einmal des Experimentes

würdig zu sein. Natürlich kann man über solche Probleme streiten, nicht aber über die deutschen Sorgen, die nur die Ueberheblichkeit des Situationsfremden kritisieren kann.

Die großen Manöver haben zumindest eines vom Politisch-Psychologischen her noch nicht glaubwürdig bewiesen, daß nämlich trotz der verschieden großen Beteiligung der Kontingente des Westens (demnächst kommen sogar Kanadier nach Deutschland) die Europa-Armee lebt und von allen gewollt wird. Engländer und Franzosen sind höflicher und gelegentlich als fordernde Truppe umgänglicher geworden, das ist aber noch kein Beweis für den völligen Verzicht auf gern genossene Vorrechte. Es wirkt so, als wollten sie eine Mischung darstellen von Herren und Gästen (im besten Falle von zahlenden Gästen, was die Deutschen ihnen zu erleichtern haben). Daß trotz der allmählich immer häufiger anerkannten ausgezeichneten Erfahrungen der Deutschen in Auseinandersetzungen mit dem Osten die Franzosen gerne federführend wären und nur mühsam verhüllt verlangen, die Verwendung der Deutschen könne nicht von den Deutschen bestimmt werden, muß diese störrisch machen.

Denn wie sollen beispielsweise die deutschen Erfahrungen fortgetrieben werden, wenn etwa die Engländer einmal nicht einsichtig genug sind, die doch jetzt so manchesmal anderer Ansicht als die Amerikaner sind, mit denen es im Kriege oft genug zu Reibungen kam. Sollen einzelne deutsche Divisionskommandeure in der Art wilhelminischer kommandierender Generale gewisse taktische Formen für sich pflegen dürfen und nach welchen und durch wen erlassene Ausbildungsvorschriften übt die Truppe? Ist ein Kriegsminister erlassendes Organ oder nur Zwischenstelle für ein Gremium, das amerikanisch, englisch, französisch mit entsprechenden traditionellen und räumlichen Erfahrungen denkt? Soll ein Führungsstab in der verzögernden Art des weiland K. u. K. Hofkriegsrates in Wien (bis 1848) entstehen? Müssen die deutschen Truppen sich den fremden Ausbildungsvorschriften auch dann beugen, wenn ihre Erfahrungen in unseren Verhältnissen nützlicher sind, auch die taktischen, und wenn es um die Zusammensetzung von Panzertruppen, Nachschub, die Verwendung von Panzern, Artillerie, Luftlandetruppen, um Kampfformen geht? Wer ordnet Standorte an, wer erlaubt oder verbietet wider bessere Einsicht den Austausch von Truppen; theoretisch können deutsche Truppen nach Island und Italien kommandiert und durch landfremde Verbände ersetzt werden, die mit anderem Eifer unseren Boden verteidigen?

Zum Glück haben wir Zeit zum Nachdenken, denn nicht nur die technischen, finanziellen und psychologischen Fragen müssen geklärt werden, sondern erst soll die Pariser Konferenz stattfinden, dann ist der Plevenplan durch die Signatarmächte zu unterzeichnen (der die Europa-Armee mit dem Verzicht auf nationale Einheiten — mit dem Vorbehalt der Kolonialtruppen — schaffen soll) und durch die Parlamente zu ratifizieren und eine höchste Behörde zu schaffen. Darüber werden lange Monate vergehen.

Die „Weg"-Preise

für das erste Halbjahr 1952

AUSGABE A:

	Einzelheft:			Halbjahres-Abonnement:	
Argentinien:	m$n	10.—		m$n	60.—
Brasilien:	CR$	18.—	unverändert!	CR$	108.—
Chile:	Ch$	50.—		Ch$	300.—
Deutschland:	DM.	2.30	unverändert!	DM.	13.80
Südafrika:	£	—.5.8	unverändert!	£	1.14.—
Übrige Länder:	U$S	—.65	unverändert!	U$S	3.90

AUSGABE B:

Die Hälfte der oben genannten Preise.

Das Kameradenwerk

Die Weihnachtsaktion des „Kameradenwerks“ nähert sich ihrem Abschluß, und Hunderte von Paketen befinden sich auf dem Wege zu den Empfängern. Wenn zu Weihnachten mit diesen Gaben in manchen Stuben, Baracken und Kerkern ein kleines Licht der Hoffnung entzündet wird, so ist das für alle Helfer der schönste Dank.

„Das Kameradenwerk“ ist mittlerweile zu einem Begriff geworden, in den deutschen Kreisen Südamerikas ebensosehr, wie in den West- und Ostzonen Deutschlands und Oesterreichs. Hervorgegangen aus der Initiative einiger Neueinwanderer in Argentinien, denen die Not ihrer deutschen Mitmenschen noch lebendig auf dem Herzen brannte, hat sich das Werk schon nach kurzer Anlaufzeit unter lebhafter Beteiligung alteingesessener Deutscher zu einer Hilfsorganisation beachtlichen Umfanges entwickelt. Namhafte Spenden, die den Versand von Tausenden von Paketen ermöglichten, beweisen, daß der Hilfsgedanke bei den Auslandsdeutschen in Südamerika fest verankert ist, und zahlreiche begeisterte Briefe dankbarer Empfänger spiegeln den Widerhall, den die Hilfsaktion in der Heimat gefunden hat.

„Das Kameradenwerk“ ist kein Soldatenbund, wie vielleicht mancherorts angenommen wird. Vielmehr umfaßt es einen Querschnitt der deutschen Kolonie in Südamerika, deutschsprechende und deutschgesinnte Menschen gleich welcher Staatsangehörigkeit, anständigen Charakters und aufgeschlossenen Herzens für die Nöte der Heimat. Aber es hat eine der stärksten Tugenden des Soldatentums zu seinem Inhalt gemacht: die Kameradschaft. Sie soll das einende Band bilden zwischen „Alteingesessenen“ und „Neueinwanderern“, über Berge und Ozeane hinweg zwischen den Deutschen etwa in den Urwäldern Brasiliens, in den chilenischen Kordilleren, in den grünen Ebenen Paraguays oder am Rio de la Plata und ihren Landsleuten am Rhein, an der Weichsel und an der Donau.

Noch einen Gedanken hat das Werk dem Soldatentum entlehnt, nämlich die Forderung politischer Inaktivität. Wohl nehmen die Glieder des „Kameradenwerk“ mit heißem Herzen an den Geschicken ihres Vaterlandes teil, politische Gespräche oder Ziele finden aber bei ihnen keinen Raum, denn Politik läßt sich mit dem Wunsche zu helfen, schwer in Einklang bringen.

Der gewaltige Umfang der Not in der Heimat, deren Wellen bis an die Gestade Südamerikas schlagen, könnte einen fast verzagen lassen. Sie zu beheben erscheint unmöglich. Jedoch gilt es dort anzupacken, wo sie am einschneidendsten erscheint, wo sie die Substanz der Seele angreift. Deshalb wendet sich die Sorge gerade auch den Menschen zu, die wegen angeblicher Kriegsverbrechen heute noch hinter Gittern oder Stacheldraht warten, sowie den Angehörigen derer, die aus dem gleichen Grunde zum Tode oder zu Freiheitsstrafen verurteilt worden sind. Neben der Linderung der äußeren Not gilt es, ihnen den Glauben an die Menschheit, an die Gerechtigkeit, an sich selber wieder zu geben, ihnen die Ueberzeugung zu vermitteln, daß eine Handlung, gleich wie sie auch sein mochte, wenn sie aus ehrlicher Ueberzeugung und aus lauterer Gesinnung für das Vaterland getan wurde, nicht als Verbrechen gewertet werden kann.

Aus allen Gegenden Südamerikas drängen die Menschen deutschen Blutes zum „Kameradenwerk“, die nur das Bedürfnis haben, Deutschen zu helfen. Sie näher an das Werk heranzuführen und mit seinen Zielen vertraut zu machen, bedeutet im Interesse der Hilfsbedürftigen die nächste Aufgabe, was wohl eine straffere organisatorische Zusammenfassung des „Kameradenwerk“ notwendig machen wird. Außerdem muß die Verbindung zu anderen Hilfswerken, wie sie bereits mit dem „Hilfskomitee Deutscher Damen im Argentinischen Roten Kreuz“, dem „Sozialen Friedenswerk“ in Oesterreich, dem „Hilfswerk der Helfenden Hände“, sowie der Hilfsorganisation der Prinzessin Isenburg in Deutschland angebahnt worden ist, weiter ausgebaut werden, damit eine möglichst gerechte Verteilung der Spenden gewährleistet erscheint.

Daß dieses Werk, von Deutschen für Deutsche geschaffen, sich unbehelligt entwickeln konnte, ist der großzügigen Einstellung der Regierung des Präsidenten Perón zu verdanken, in dessen Land das Einzelindividium weitestgehende Freiheit genießt. „Das Kameradenwerk“ hinwiederum wird durch seine Tätigkeit auch zum Künder der Gastfreundschaft des argentinischen Volkes und der Freiheiten, die die Bewohner in diesem aufstrebenden Lande genießen.

Das Weltgeschehen

In einem politischen Klima, das vom Caudillismo, von sozialen Rassenkämpfen und wirtschaftlicher Ausbeutung durch das Ausland geprägt wurde, trat am 9. Juli 1816 eine Nationalversammlung in Tucumán zusammen und erklärte die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata die mit ihren wesentlichsten Teilen die heutige argentinische Republik bilden. Als der Befreier des Landes von der spanischen Herrschaft gilt seitdem der große Soldat und Mensch General San Martín, der seinem Heimatlande Argentinien sicherlich jenes weise und ausgeglichene Regiment gegeben hätte, das General Perón heute führt, hätten seine eigenen Landsleute noch zu seinen Lebzeiten beriffen, wie groß dieser Mann war. Als sich die Mehrheit der argentinischen Nation in einer Wahl am 23. Februar 1946 erstmals zu Perón und seiner Bewegung bekannte, fällte sie eine Entscheidung, die der vom 9. Juli 1816 in nichts nachsteht. Wohl waren die wesentlichen Rechte, in der Verfassung verankert, aber erst unter der klugen Führung von General Perón entstand auf dem Fundament der peronistischen Doktrin, deren wesentlichste Ziele nationale Souveränität, wirtschaftliche Unabhängigkeit und soziale Gerechtigkeit sind, das Neue Argentinien. Seitdem sind fünf Jahre vergangen und die Botschaft des Staatspräsidenten an den Kongreß im Juli 1951 gibt einen genauen Ueberblick über die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung des Landes. Seinem Lagebericht stellte der Präsident eine Analyse der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Reformen voran, die erst die Grundlagen für die nach harter Arbeit erzielten Fortschritte waren. Daß sich aber eine derartig umwälzende Reform nicht ohne Schwierigkeiten, sondern nur unter mehr oder weniger heftigen Erschütterungen abspielen kann, ist ohne weiteres einleuchtend. Die Industrieproduktion, heute eine Quelle des Wohlstandes, hat in den ersten fünf Jahren der peronistischen Regierung die Erwartungen auf vielen Gebieten übertroffen und gewaltige Fortschritte gemacht. Die letzten Statisiken besagen, daß der Index der industriellen Produktion im August 1950 den höchsten Stand mit 161 (1943 = 100) in der Geschichte der Industrie des Landes erreicht hatte. Das Volumen der Produktion konnte trotz der bestehenden Vollbeschäftigung erhöht werden, wodurch entgegen aller Kritik bewiesen wird, daß sich die Leistungen der Arbeiter gesteigert haben, 1946 gab es 142 Streiks, 1948 waren es 103 und 1950 verzeichnete man nur 30 Arbeitsstreitigkeiten. Mit staatlicher Unterstützung wurden 20 000 Privatunternehmungen gegründet oder erweitert, darunter 130 Grundstoffbetriebe, die bis dahin im Lande unbekannt waren, wie Fabrikation für synthetisches Methanol, Karbid, elektrolytisches Zink, Formsand, Zement, Paraffin, Glas, Schreibmaschinen, Waggons, Lokomotiven u. a.. Der jährliche Kohlebedarf Argentiniens beträgt bei seiner gegenwärtigen Entwicklung etwa 2 Millionen Tonnen. Die Lager von Rio Turbio, die auf 250—350 Millionen t geschätzt werden, bedeuten die Unabhängigkeit des Landes auf dem Gebiet der Kohle. Im Territorium Rio Negro wurden in Küstennähe große Eisenerzlager festgestellt, deren Volumen auf 100 Mill. t geschätzt wird und bei einem tatsächlichen Jahresbedarf von 1 Mill. t für mehr als 50 Jahre ausreichen würden. Der zweite Fünf-Jahres-Plan sieht die nationale Unabhängigkeit der Stahlindustrie vor. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen — früher im Besitz Englands — hat die Notwendigkeit eigener Produktionsstätten deutlich werden lassen. Diese werden in wenigen Jahren vorhanden sein. Die Preise der lebenswichtigen Güter liegen im allgemeinen unter dem Stand der meisten Länder der Welt. Sie liegen zwar 113% höher als 1946, demgegenüber sind aber die Normallöhne der Arbeiter um 172,8% gestiegen. Eine besondere Förderung ließ die Regierung dem öffentlichen Gesundheitswesen angedeihen, so daß Argentinien jetzt, was die Sterblichkeitsziffer anbelangt, an zweiter Stelle in der Weltgesundheitsstatistik steht. Durch die Eva-Perón-Stiftung wird gegenwärtig ein Plan für die Errichtung von 30 Krankenhäusern mit je 500 oder 1000 Betten ausgearbeitet, die sich über alle Provinzen des Landes verteilen sollen. Im ersten Fünfjahres-Plan der am 13. 12. 1950 endete, erreichten alle durch Inlandsanleihen, Selbstfinanzierung oder Mittel aus dem ordentlichen Haushalt durchgeführten Investitionen für öffentliche Arbeiten einen Millionenbetrag von 11.693. Der zweite Fünf-Jahres-Plan, der jetzt ausgearbeitet wird, zeigt, daß der Blick der Regierung nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft gerichtet ist. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß eine Unterbrechung des Entwicklungsprozesses, welchen die Regierung Perón durchführt,

Argentinien ins Chaos stürzen würde. Die Wahl vom 11. November 1951, bei der 66,5% aller Stimmen für General Perón und die Kandidaten der peronistischen Partei abgegeben wurden, beweisen deshalb ein hohes Maß politischer Reife des argentinischen Volkes. Der gesunde und sichere politische Instinkt dieses Volkes wird aus zwei Quellen gespeist, aus der unbewußten, schon mythisch gewordenen, im Norden wirkenden Erinnerung an die starke Ordnung des alten Inka-Reiches und aus dem Erfahrungsschatz der iberischen Halbinsel, die seit Jahrtausenden Treffpunkt und Lebensraum staatenbegründender Völker und Stämme gewesen ist. Argentinien hätte sich selbst kein wertvolleres Geschenk zu Weihnachten bescheren können, als jenen Beweis schöner Einmütigkeit, den es bei der Wiederwahl der willensstarken Regierung Perón abgelegt hat. ...

AMERIKA

U. S. A.

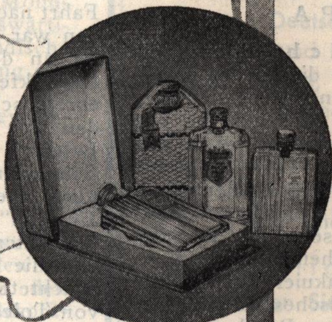
Die bekannte Journalistin Dorothy Tompson gibt im „Ladies Home Journal" eine Analyse der Demokratie in den USA und gelangt dabei zu folgenden Feststellungen: „Jedweder aufmerksame Beobachter der Regierung der USA ist heute gezwungen, Kenntnis zu nehmen von dem weitverbreiteten Zynismus politischer Art und von dem tiefen Mißtrauen gegenüber der Regierung in jeglicher Schicht, sowie auch von einem Gefühl der Hilflosigkeit im Volk, das des öfteren schon an Verzweiflung grenzt, öfters aber noch Apathie ausdrückt. Im Verlauf des Jahres deckte das ‚Senatskomitee zur Untersuchung des organisierten Verbrechens in den Vereinigten Staaten' niederschmetternde Situationen auf. Man stellte fest, daß kriminelle Verbindungen über den Staat organisiert sind; daß sich in jedem Staat Gangster mit den Stellen, die über die Einhaltung der Gesetze zu wachen haben, zum Zwecke gegenseitigen Profits verbündet haben; daß es an manchen Stellen sogar schwer ist, das organisierte Verbrechen von organisierter Regierung zu entflechten und manchmal sogar zu unterscheiden. Zugleich fand man, daß die ‚Reconstruction Finance Corporation', die das Geld des amerikanischen Volkes an die Geschäftswelt verleiht, voll von Bevorzugungen politischer Lieblingskinder steckte." Jedermann weiß heute wer die politischen Lieblingskinder jener Kreise sind, die Milton Friedmann in der „California Jewish Voice" so nachdrücklich und liebevoll in Schutz nimmt. Die Zersetzungserscheinungen in den USA gehen auch aus einem offenen Brief der „Woman Voice" hervor. Diese schreibt: „Viele sagen H. S. Truman und seine alten Freunde waren in jener Nacht halb betrunken, als sie „Harry's private war" gegen Nord-Korea deklarierten, ohne den Kongreß zu befragen, der allein eine solche Maßnahme hätte verfügen dürfen. Ob dies der Wahrheit entspricht oder nicht, das amerikanische Volk ist berechtigt zu wissen, warum ohne Zustimmung des Kongresses 250 000 amerikanische Soldaten nach Korea gesandt wurden." Nicht nur das amerikanische Volk sondern die gesamte zivilisierte Menschheit verlangt auch darüber Aufklärung, was es mit jenem Geheimplan der Truman-Regierung auf sich hat, durch den Formosa in die Hände der kommunistischen Chinesen fallen sollte und der Rot-China auch einen Sitz in den Vereinten Nationen ermöglicht hätte. Der Kongreß der American Legion, auf dem MacArthur jene sensationelle Enthüllung machte. forderte deshalb am 19. Oktober in einer Entschliessung nach heftiger Debatte, in der eine Minderheit die Unterdrückung aller gegen das Staatsdepartement gerichteten Kritik verlangte, die Absetzung des Staatssekretärs Acheson, damit das Vertrauen zur nordamerikanischen Außenpolitik wiederhergestellt werde. MacArthur beschuldigte ferner mit bitteren Worten die Regierung Truman, daß sie die Vereinigten Staaten in die wirtschaftliche Katastrophe führe und forderte, daß die militärische Macht der USA voll aufgeboten werde, um sofort dem unnötigen Gemetzel nordamerikanischer Soldaten in Korea ein Ende zu machen. Und der republikanische Senator Henry Cabot Lodge sagte vor einer Frauenversammlung in Chicago, „die Regierung Trumans habe die in Korea kämpfenden Soldaten preisgegeben". Auf das Konto dieses „Truman-Krieges", wie Senator Taft ihn nannte, kommt auch die Grausamkeit der Ermordung hunderter amerikanischer Soldaten durch die Kommunisten, über die Präsident Truman jetzt so „entsetzt" ist. Die New Yorker Börse, die bei der seinerzeitigen Bekanntgabe der Einzelheiten des russischen Waffenstillstansvorschlages für Korea Preisstürze bis zu drei Dollar je Aktie zu verzeichnen hatte, reagiert indessen anders; mit zunehmender Aussichtslosigkeit der Verhandlungen in Kaesong verbesserten sich wieder die Kurse. Damit hat sich nicht nur die Lüge und Demütigung von Kaesong enthüllt, sondern den Kommunisten wurde Gelegenheit gegeben, eine neue intakte Armee von 850 000 Mann zusammenzuziehen, die zum Teil auch mit Artillerie ausgestattet ist, deren Ursprung bis in die Waffenfabriken Ostdeutschlands reicht. Außerdem stehen 500 neue Panzer und über 1000 Flugzeuge bereit. Der zweite Akt der Koreatragödie kann beginnen!

Brasilien: Nach amtlichen Angaben waren zu Anfang dieses Jahres in Brasilien 25,1 Millarden Cruzeiros an ausländischem Kapital angelegt. Davon entfielen auf die USA allein 17,8 Millarden, auf Großbritan-

Weihnachten und Schenken eine Tradition!



„Frohe Weihnachten" mit Gaben aus „Harpe's Perfumería" wünschen, zeugt immer von gutem Geschmack und gediegener Wahl des traditionellen Geschenkes.



Aus unserer Auswahl:

COLONIA, LAVANDA und LOCION COLONIA "EL ESCORIAL" und "TRADICION"

✦

Die KLASSISCHEN LOTIONEN
Chipre - Origan - Cuero de Rusia
Narciso - Madreselva - Jazmin
Tulipan - Heliotropo - Gardenia

und die SCHÖPFUNGEN
Achalay - Efluvios - Escote
Fandango - Minueto
und Harpes C-moll

✦

LOTION und EXTRAKT
"KOH-I-NOOR"

✦

Sämtliche Artikel in gediegener Aufmachung: Originalflaschen, hübsche Geschenkpackungen und reizende Korbflaschen.







Eine grosse Auswahl in allen einschlägigen Geschäften

nien 4,4 Milliarden, auf Frankreich 815 Millionen, auf Belgien 810 Millionen. Der Rest entfällt auf andere kleinere Länder. Im Jahre 1950 wurden insgesamt 873 Millionen Cruzeiros an Kapitalerträgnissen ins Ausland überwiesen.

Kuba: Die Verstaatlichung der Eisenbahnen von Kuba, die sich im englischen Besitz befinden, fordert ein Gesetz, über das zur Zeit im Kongreß zu Habana diskutiert wird. In einer Botschaft des Präsidenten kommt die Hoffnung zum Ausdruck, daß das diesbezügliche Gesetz ehestens verabschiedet wird.

EUROPA

Deutsches Reich: Bonn: Seit dem 18. Juni 1951 werden die an der rumänisch-jugoslawischen Grenze lebenden Banatdeutschen auf Befehl Moskaus in das Landesinnere zwangsverschleppt. Von den nach dem Zusammenbruch 1944 im Banat verbliebenen rund 200 000 Banatdeutschen sollen bisher rund 25 000 von dieser Maßnahme betroffen worden sein. Die in Salzburg erscheinende Wochenzeitung „Neuland" nennt die Zwangsevakuierungen in Rumänien ein „donauschwäbisches Katyn". Der Abgeordnete im Deutschen Bundestag Dr. Ott protestierte daraufhin gegen die Zwangsaussiedlungen in Rumänien und forderte, der Bundestag wolle beschließen: „Die Bundesregierung wird ersucht, vor aller Welt gegen die seit dem 18. Juni 1951 in Rumänien in Gang befindliche Zwangsumsiedlung aus dem Südwesten in den Osten des Landes, von der auch die restlichen 200 000 Banater Schwaben betroffen sind, zu protestieren und bei den Vereinten Nationen Anklage zu erheben." Im Verlauf der Diskussion begründete der Abgeordnete eingehend seinen Antrag und zeichnete ein Bild dieser grauenerregenden Austreibungen. Die Reaktion des Abgeordneten der KPD äußerte sich in persönlichen Beleidigungen des Antragstellers und den üblichen pro-bolschewistischen Propagandaphrasen.

Danzig: Danzig und Elbing, einst bedeutende Kulturzentren des deutschen Ostens, stehen heute mit der Zahl ihrer Analphabeten, die nach der Austreibung der Deutschen dorthin verbracht wurden, an der Spitze. Das wirft ein bezeichnendes Licht auf die kulturellen Verhältnisse in den „wiedererrungenen Westgebieten", wie die deutschen Ostgebiete von polnischer Seite bezeichnet werden.

Nach Mitteilung des Staatssekretärs für Vertriebenenenfragen in Bayern Prof. Dr. Oberländer, befinden sich in den deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße bereits 650 000 mongolische Arbeiter. In den Städten Beuthen und Königshütte bewohnen diese Asiaten bereits ganze Stadtteile. Außerdem sollen weitere 2 500 000 chinesische Arbeiter angesiedelt werden.

Spanien: Zum 15. Male jährte sich der Tag, an dem die nationalen Truppen die Umklammerung des Alcazars durch die bolschewistischen, meist aus Nichtspaniern, vor allem Franzosen, bestehenden irregulären Verbände durchstießen und General Moscardo mit seinen Truppen nach über acht Monaten harter Belagerung befreien konnten. Obwohl der von der Europäischen Sozialen Bewegung organisierten Reisegesellschaft auf Betreiben des französischen Hohen Kommissars in Deutschland Francois Poncet, die Fahrt nach Spanien unmöglich gemacht worden war, nahmen mehrere deutsche Vertreter an den Feierlichkeiten teil. Nach der Gedenkfeier der Besatzung, an welcher die europäischen Gäste teilnehmen durften, fanden sich ehemalige Soldaten aus Holland, Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Schweden und Rumänien mit der Vereinigung ehemaliger Angehöriger der „Blauen Division" am Alcazar erneut zusammen und begrüßten in ihrer Mitte General Moscardo. Ehe die Teilnehmer Spanien verließen, verpflichteten sie sich gegenseitig, im Geiste von Toledo und dem an der Ostfront bewiesenen Widerstandswillen für die Erhaltung der abendländischen Kultur, der Freiheit ihrer Völker und der europäischen Gemeinschaft in ihren Völkern weiter zu wirken.

Schweiz: Am 21. Oktober wurde die Volkspartei der Schweiz in Bern gegründet. Mit der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten der Volkspartei wurde G. A. Amaudruz, Lausanne, betraut. Dem Vorstand der Partei gehört u. a. der Herausgeber der Zeitung „Europa Erwache", Hans Burri, an.

Schweden: „Stockholm Tidningen" meldet, daß über Gotenburg ein Durchgangsverkehr von Auswanderern vor sich geht, indem hunderte von Tschechen, Polen, Bulgaren, hauptsächlich Juden mit dem Dampfer „Stockholm" ankamen, um in Länder des Ostblocks weitergeleitet zu werden. Es handelt sich um Personen, die bereits nach dem ersten Weltkrieg nach den USA auswanderten, es jetzt aber infolge gewisser „Umstände" als zweckmäßig betrachten, dieses Land wieder zu verlassen. Diese Auswanderung geht bereits seit längerer Zeit vor sich, meist über England, da das polnische Schiff „Batori", welches Auswanderer von den USA und England beförderte, in amerikanischen Häfen blockiert wurde. Die Auswanderer fahren nach Trelleborg weiter, um von dort über Ostwine nach Polen zu reisen.

England: Wand an Wand mit Winston Churchill, nämlich in dem Downing Street Nr. 10 benachbarten Hause wurde

Lord Cherwell, untergebracht. „News-letter" kommentiert diese Nachbarschaft Churchills und schreibt: „Churchill nahm in das Kabinett seinen alten Freund, den Juden Lord Cherwell (Professor Lindemann) auf und betraute ihn mit der Kontrolle der Produktion von Atomenergie." Das Blatt schreibt weiter: „Einer der mächtigsten Juden in Großbritannien, der Marquess of Reading, wird einer der beiden Unterstaatssekretäre im Außenministerium sein. Er ist das Haupt der weltweiten Isaac-Familie, seine Frau ist Linkssozialistin und Organisator der Zionisten-Gesellschaft. Sie war die Tochter von Lord Melchett von der Mond-Familie. So wird auch Eden in den auswärtigen Angelegenheiten mächtige jüdische Freunde haben, die ihn in der Erfüllung seiner Aufgaben unterstützen werden." Das britische Volk hat seine Regierung gewechselt, nicht aber seine Führung!

ASIEN

Indien: Anfang dieses Jahres besuchte der Schriftleiter der „Saturday Review of Literatur" des öfteren Pandit Nehru, den Chef der indischen Regierung. Die Gespräche liegen jetzt in Buchform vor. Pandit Nehru sagte zur gegenwärtigen Weltpolitik, „daß sie sich zwangsläufig aus dem Ideengut der letzten dreißig oder mehr Jahre ergibt. Die erste Sorge eines jungen Landes. das eben seine Freiheit errungen hat, ist, in keine Konflikte verwickelt zu werden". Der indische Ministerpräsident wird wegen seiner Friedenspolitik von einer gewissen Gruppe in den USA deshalb heftig angegriffen. Die politischen Ziele dieser Leute deckt ein Flugblatt amerikanischer Patrioten auf. Es heißt dort: „Chester Bowles steht vor der Ernennung zum Botschafter nach Indien. Bowles, der Direktor der linken Gruppe Amerikaner für demokratische Aktion ist der führende Kopf von Roosevelts Amt für Preis-Verwaltung. Er ist Strohmann der Zionisten. Es besteht viel Grund zu der Annahme, daß Bowles in dieses Land des Ostens gesandt wird, um es ‚weich zu machen' für eine kommunistische Machtübernahme. Denkt daran, was General Marshall als Botschafter in China fertig bekommen hat, als er 13 Monate dort war. Umgeben von einer Clique Kommunisten fand Pat Hurley, er könne Tschiangkaishek nicht helfen. Marshal ersetzte Hurley, gab den Roten freie Hand und die USA verloren 400 Millionen Chinesen an die Sowjets. Unser Staatsdepartement arbeitet nun, um Indien dem Kommunismus zuzuspielen, wie es das mit China gemacht hat." Angesichts dieser Lage, ist die Aeußerung Nehrus, „Indien empfinde Sympathie für die nationalen Bestrebungen in den Ländern des Mittelostens" zu begrüßen, beweist aber auch den Weitblick des indischen Staatsführers.

Syrien: Vor einiger Zeit wurde in Damaskus eine Gruppe syrischer Staatsbürger verhaftet, die zugunsten Israels Spionage trieben. Der Militärgerichtshof verhängte jetzt in einem Prozeß gegen 14 Verräter Todesurteile. Sechs Angeklagte wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Im Verlauf des Prozesses gaben mehrere Angeklagte zu, von Angriffsabsichten Israels gegen Syrien Kenntnis besessen zu haben.

Israel: Grand Rabbin Dr. Alexander Safran: „Die Wiedererrichtung des Staates Israel bedeutet nicht bloß die Entstehung eines neuen Staates in der Welt. Wenn der Staat Israel ins Leben tritt, so geschieht es, um im kleinen das Beispiel ‚des Königreichs Gottes' zu zeigen, das sich, wie unsere Weisen vorgesehen haben, über die ganze Erde erstrecken wird." Schon früher haben alte Kriminalisten geweissagt, daß, wenn je ein Judenstaat entstehen würde, dieser ein beruflich für sie höchst interessantes „kochemer Baies" (Gaunerherberge) werden könnte. Jetzt berichtet Herr Samuel Rolbant aus Tel Aviv in „New Statesman and Nation" vom 18. August 1951: „Die neue Einwanderungswelle hat in die Städte viele Dinge gebracht, welche die jüdische Nationalheimat gerade

abschaffen sollte. Sie brachte in das Land tausende von Schwarzhändlern aus Nachkriegsdeutschland, Schmuggler aus Damaskus, Pferdediebe aus der Türkei, Gauner aus Marokko, Billiardboys aus Casablanca, Devisenhändler aus Shanghai, britische Untertanen, die ihre Differenzen mit den Steuerinspektoren Seiner Majestät nicht beilegen konnten, Unterschlager aus allen Ländern, an die sie nicht ausgeliefert werden können, Grundstückschieber, Agenten, Hausierer, Spieler, Spekulanten, schwindelhafte Ladenbesitzer und tausende von anderen, die einfach die jahrhunderte alte jüdische Tradition verkörpern, zu existieren, indem man der produktiven Arbeit aus dem Wege geht. Geordnete Regierung ist ihr ewiger Feind. ‚Gesheft' — Einmann-Geschäft ohne Büro ist ihr Ideal. Sie stellen einen harten Kern unregierbarer Leute dar, für die Amerika nicht nur die Muster-Gesellschaftsordnung, sondern auch das letzte Ziel ist."

O Israel — so scheen biste! Mit bitterem Humor beobachtet unser Volk die Clownerei eines Senatspräsidenten Lüth in Hamburg, der um „Frieden mit Israel" wimmert. Täte dieser hohe Jurist nicht besser, sich den Staat, der gar keinen Frieden mit uns Deutschen will, einmal vom Gesichtspunkt des Vorstrafenregisters seiner Staatsbürger anzusehen? Er würde dann aus dem Wolkenkuckucksheim, in dem er zu schweben scheint, in sehr reale Wirklichkeiten geraten.

AFRIKA

Aegypten: Stockholm Tidningen gab am 22. Oktober ein Interview mit einer hohen ägyptischen Persönlichkeit des Auswärtigen Amtes in Kairo wieder. Der genannte Beamte antwortete auf die Fragen des Reporters über Standpunkt und Ursache der ägyptischen Forderungen wie folgt:

„Wir gaben den Alliierten während des letzten Krieges unsere lebenswichtige Baumwolle und unser Getreide. Als Gegenleistung erhielten wir eine Menge Propaganda. Man sagte uns, die Alliierten kämpften für die Freiheit und daß wir mithelfen müßten. Wir halfen ihnen, aber als wir nach dem Kriege um unsere eigene Freiheit baten, wollte man davon nichts hören... Aber wir haben jetzt genug bekommen. Wir haben uns vorgenommen, die Engländer ein für allemal loszuwerden. Jetzt oder nie!"

Als der Reporter von Stockholm Tidningen auf die Gefahr hinweist, die Aegypten von der Sowjetunion und dem Kommunismus droht, antwortet der Aegypter: „Wer sah diese Gefahr zuerst ein? Jawohl, Deutschland! Und was taten die Alliierten? Jawohl, sie zerbombten Deutschland bis zur Unkenntlichkeit. Finden Sie, daß man Völkern Vertrauen schenken kann und ihre Führerschaft anerkennen kann, welche einen derartigen Mangel an Voraussicht bewiesen haben?"

Auch der verstorbene britische Außenminister Ernest Bevin hat schon 1946 dem damaligen ägyptischen Premier Sidky Pascha das Versprechen gegeben, daß die Kanalzone bis spätestens September 1949 von den letzten britischen Truppen geräumt werde. Heute schreiben wir Dezember 1951!

Libyen: Die Ereignisse im Nahen Osten veranlassen London zu einer beschleunigten Uebertragung seiner Regierungsgewalt in Libyen an Emir Idris el Senussi, der im Einklang mit einem am 7. Oktober von der libyschen Nationalversammlung gefaßten Beschluß zum König ausgerufen wurde und sich bereit erklärte, gegen die Unterstützung seiner Thronanwärterschaft einen Vertrag mit Großbritannien abzuschließen. Emir el Senussi dürfte sich dabei im klaren sein, daß er ein gefährliches Spiel treibt, denn das Beispiel Transjordanien hat bewiesen, auf welch schwachen Füßen ein Regiment zu stehen pflegt, das sich nicht der vollen Billigung des von ihm beherrschten Volkes erfreuen kann.

Südafrika: „Es sei die Politik der Regierung, die Einrichtung von Industrien der Privatinitiative zu überlassen", sagte Dr. Malan, Präsident der Südafrikanischen Union. „Die Regierung werde sich lediglich um jene Industriegebiete kümmern, wo sie es im nationalen Interesse für notwendig erachte." Zu den neuen Unternehmen, die kürzlich in Südafrika gegründet wurden, gehören eine Fabrik zur Kohleverflüssigung, eine Oelraffinerie, eine Kunstseidenfabrik und ein Unternehmen zur Papierherstellung. Südafrika hat in den vergangenen Jahren unter der nationalen Regierung Dr. Malans eine wirtschaftliche Entwicklung erfahren, wie sie sein atlantischer Nachbar Argentinien kennt. Die Industrie ist mit raschen Schritten vorangestürmt und die Unsicherheit hat einem unwandelbaren Vertrauen in die Zukunft Platz machen müssen. Der Finanzminister N. C. Havenga erklärte „er sei fest davon überzeugt, daß kein Land wachsen und gesund bleiben kann, wenn ein bedeutender Prozentsatz seiner Bevölkerung in seiner Erde nicht fest verankert bleibt. Ein Volk kann auch nicht groß werden, wenn es sich nicht selbst ernähren kann. Die Tage sind vorbei, daß überschüssige Nahrungsmittel aus anderen Teilen der Welt eingeführt werden können". Der Minister setzt Vertrauen in die Bauern des Landes, daß sie die Bedürfnisse werden erfüllen können.

Abgeschlossen am 20. November 1951.

Erwin Neubert.



LIBRERIA GOETHE

SOCIEDAD DE RESP. LTDA. - CAPITAL: $ 200.000.—
CORRIENTES 366 • T. E. 32 - DARSENA 0159 • BUENOS AIRES

POPULÄRE WISSENSCHAFTEN

I. Populär-Medizin

Der Gesundheits-Brockhaus .... 245.—

Kahn: Der Mensch .... 216.—
Aschner: Der Arzt als Schicksal .... 60.—
Menzel: Triumph der Medizin .... 39.—
Graupner: Gesundheit ist kein Zufall ...... 28.—
—: Elixiere des Lebens .... 41.—
Jackson: Nie mehr krank sein! 58.50
Strauß: Das Kind gesund und krank 49.60
Eastman-Berger: Die werdende Mutter 56.50
Haarer: Die Mutter und ihr erstes Kind .. 45.—
—: Unsere kleinen Kinder .... 41.—
—: Frau sein und gesund bleiben .... 15.—
Friedrichs: Lernt wieder sehen! .... 24.—
Bates: Rechtes sehen .... 57.—
Volk: Was der Arzt verordnet 49.50
Mörchen: Der nervöse Mensch .... 23.—
Henning: Homöopathischer Hausarzt ...... 18.—
Surya: Homöopathie 37.50
Hering-Haehl: Der homöopathische Hausarzt 65.—
Fey: Praktikum .... 71.—
Schalle: Die Kneippkur, die Kur d. Erfolge 96.—
Raff: 1500 Rezepte erprobter Heilpflanzen .. 26.—
Ermer: Hausärztliches Taschenbuch 74.50
Cooley: Iß dich schlank 29.50
Bircher: Das Wendepunkt-Kochbuch 43.50
Bircher-Brenner: Eine neue Ernährungslehre 25.—
—: Ernährungskrankheiten 31.50
Surya: Rationelle Krebs- und Lupuskuren .. 37.50
—: Okkulte Diagnostik und Prognostik ... 37.50
Ankenbrand: Die gesunde glückliche Frau . 45.—
—: Gesund und schön ins Alter .... 41.—
Stephani-Cherbuliez: Dem Geschlecht sein Recht .... 52.—
Velde: Die Abneigung in der Ehe .... 90.—
—: Die vollkommene Ehe .... 81.—
Diotima: Schule der Liebe .... 81.—
Reik: Geschlecht und Liebe 67.50
Kahn: Unser Geschlechtsleben .... 90.—
Detmar: Kranke Körper durch kranke Seelen 68.50

II. Naturwissenschaften

Fritz: Unsere Welt .... 59.—
Weizsäcker: Die Geschichte der Natur .... 41.—
Dacque: Vermächtnis der Urzeit .... 48.—
Schmeil: Der Mensch .... 27.—
Klages: Grundlagen der Charakterkunde .. 65.25
Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, 4 Bde. .... 210.—
Kosch: Was blüht denn da? 59.50
Beurlen: Welche Versteinerung ist das? .... 45.—
Schumacher: Frühlingsblumen 52.50
Garms: Pflanzen und Tierkunde .... 63.—
Schmidt: Argent. Kriechtiere, Lurche, Fische und Insekten .... 22.—
—: Argentinische Säugetiere .... 22.—
—: Vögel Südamerikas .... 24.—
Katz: Mensch und Tier .... 81.—
Schmeil: Lehrbuch der Zoologie .... 182.—
Bieger-Wahlström: Wildlebende Säugetiere . 55.—
Fehringer: Vögel Mitteleuropas:
Sumpf- und Wasservögel .... 52.—
Raben-, Raub-, Hühnervögel .... 55.—
Singvögel .... 55.—
Frieling: Was fliegt denn da? 59.50
Kahn: Das Atom endlich verständlich .... 71.—
Gail: Der Griff nach dem Atom .... 41.—
Laurence: Dämmerung über Punkt Null ... 61.50
Linke: Wettlauf ins Nichts. Atomforschung am Scheidewege 35.50
Bradley: Atombomben-Versuche im Pazifik. 77.—

III. Astronomie - Astrologie Graphologie

Gail: Der Griff nach dem Stern 45.50
Widmann-Schütte: Welcher Stern ist das?
Dessauer: Mensch und Kosmos .... 55.—
Frey: Einf. i. d. sphärische Astronomie ... 150.—
Hatschek: Wann, wo, warum, wieso ...... 50.—
Geisseer: Der ew. Tempel (Gesch. d. Astrol.) 59.50
Reich: Das Geheimnis des Tierkreises .... 66.—
Weiss: Die astrologischen Elemente ...... 84.—
—: Die astrologischen Direktionen .... 84.—
—: Die astrologische Synthese .... 102.—
Bartoschek: Astrolog. Ephemeriden 1951-70 72.50
Knappich: Astrologie im Weltbild der Gegenwart .... 18.—
Hartmann: Mensch und Stern .... 35.—
Huters Astrologischer Kalender 1952 ...... 14.—
Bernert: Ehe und Handschrift 39.50
Mertens: Wunder der Handschrift .... 56.—
Gernat: Graphologische Praxis .... 24.—

IV. Anthroposophie

Steiner: Wahrheit und Wissenschaft 19.20
—: Erziehungskunst Methodisch-Didaktisches 33.—
—: Goethes Weltanschauung .... 29.—
—: Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung .... 29.—
—: Goethes Naturwissenschaftl. Schriften .. 37.50
—: Die Geheimwissenschaft im Umriß .... 60.—
—: Mein Lebensgang .... 72.—
—: Theosophie .... 39.—
—: Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten .... 33.—
—: Pforte der Einweihung .... 36.—
—: Gesch. der Menschheit und der Weltanschauung der Kulturvölker .... 45.—
—: Wie kommt man z. Schauen d. geist. Welt? 36.—
—: Neue Geistigkeit u. d. Christus-Erlebnis d. 20. Jahrh. .... 53.—
—: Kernpunkte der Sozialen Frage .... 12.—
—: Von Jesus zum Christus 10.80
—: Zur Charakteristik der Gegenwart .... 4.—
—: Erziehung des Kindes 4.40
—: Reinkarnation und Karma .... 4.—
—: Das menschl. Leben vom Gesichtspunkte der Geisteswissenschaft 2.75
Frieling: Unser Naturwissenschaftl. Weltbild und der Mensch .... 24.—
Eymann: Zur Ueberwindung d. Pessimismus 26.40
Fährmann: Einführung i. d. Theosophische Weltbild der Gegenwart 6.40
Brunner: Die Grundfragen der Philosophie. 41.—

V. Okkultismus

Holmsten: Okkultismus, Welt d. Geheimnisse 35.—
Tischner: Ergebn. okkulter Forschungen ... 8.—
Winckelmann: Der Weg nach drüben 14.40
Spunda: Baphomet .... 30.—
—: Magische Erzählung aus Frankreich .. 24.—
Surya: Okkulte Diagnostik u. Prognostik .. 37.50
Bittner: Auge der Anubis u. a. selts. Gesch. 18.—
—: Geheimlehre u. Mysterienweisheit 14.40
Hofmann: Zu den Tiefen der Seele .... 18.—
Rittelmeyer: Meditation .... 48.—
Lorber: Der Saturn .... 42.—
—: Bischof Martin .... 60.—

Das Buch

Herbert Kühn:
AUF DEN SPUREN DES EISZEITMENSCHEN.

215 Seiten mit 31 Abbildungen im Text, 61 einfarbigen und 7 mehrfarbigen Tafeln, 13 Höhlengrundrissen und 1 Uebersichtskarte, Format 15 x 23 cm. Ganzleinen mit mehrfarbigem Schutzumschlag DM 15.50.

Eberhard Brockhaus-Verlag — Wiesbaden.

Die Herausgabe dieses Buches ist bereits vor einem Jahr erfolgt. Leider sind wir erst jetzt darauf aufmerksam geworden und können daher erst heute unsere Leser auf diese einzigartige Erscheinung hinweisen.

Herbert Kühn stellt den gesamten Komplex der französischen und spanischen Höhlenmalerei, sowie der damit verbundenen Bodenfunde aus der letzten Zwischeneiszeit, sowie der letzten Eiszeit und dem unmittelbar darauffolgenden Abschnitt mit einer Fülle von teilweise farbigen Abbildungen dar. In reichhaltigen Gesprächen mit seinen Begleitern, sowie Ortsansässigen, die sich in die Materie eingelebt haben, zieht er in hinreißender Sprache und stets fesselnder Plauderei alle gedanklichen Folgerungen, die sich aus diesen Funden ergeben. Vom einfachen Abklatsch der eigenen Hand, den ältesten Anfängen dieser Höhlenmalerei bis zu dem erlesensten Gemälde, das den höchsten künstlerischen Anforderungen unserer Kulturperiode gewachsen ist, von der kultischen Darstellung, die wahrscheinlich das zu jagende Tier bezaubern sollte, bis zur schulmäßigen Malerei nach rein künstlerischen Gesichtspunkten bergen die Höhlenheiligtümer der Eiszeitmenschen eine unendliche Spanne menschlich seelischer Entfaltung. Die Bodenfunde in diesen Höhlen, vor allem an ihren Eingängen, erlauben eine genaue Datierung, auch der Gemälde selbst. Die einzelnen Kulturen sind klar von einander zu unterscheiden.

Herbert Kühn spricht im Zusammenhang mit diesen Funden, aber auch über die letzten Konsequenzen der Abstammungslehre des Menschen und über die philosophischen und theologischen Folgen die diese letzten Erkenntnisse nach sich ziehen. Er schenkt uns damit ein unendlich umfassendes, ein wahrhaft überwältigendes Buch.

vo.

Wilhelm Kempff:
„UNTERM ZIMBELSTERN".

Engelhorn-Verlag, Adolf Spemann, Stuttgart-N.

Der deutsche Pianist Wilhelm Kempff, dessen Spiel der Duft dichterisch verklärter Romantik entströmt, ist auch als Schriftsteller ein echter Poet. Der erste Band seiner Lebensbeschreibung erschien beim Engelhorn (Adolf Spemann) in Stuttgart unter dem Titel vom Zimbelstern. Eine glückliche Jugend im Kantorat seines Vaters, vom brausenden Klang der alten Nikolaikirche zu Jueterbogk und später von Orgelspiel und Chorgesang zu Potsdam umwoben, wird mit beglückender Feinheit beschrieben. Nicht die Gunst der Wohlhabenheit, überhaupt nichts Materielles, sondern die geistige Atmosphäre, die Kempff herangebildet hat, ersteht mit all ihren Lockungen, ihrer Märchenstimmung, ihrer Fülle unverwischlicher Eindrücke vor uns. Kempff schwelgt in Jugenderlebnissen; wir schwelgen mit. Er zeichnet das ehrfürchtig geschaute Bildnis des Vaters, der sich vom Lehrer zum hochgeschätzten Organisten und Chordirigenten aufschwang. Er zeigt uns die Reihe der Vorfahren auf. Der Großvater tauschte den Pflug mit dem Katheder und der Musik. Er schildert die Kindheit in der Kantorswohnung, im alten Mönchskloster zu Jüterbogk. Seine Kindheitsträume steigen auf, seine intensive Arbeit an sich selbst, seine musikalische Entwicklung, seine Studien unter namhaften Künstlern der Berliner Musikhochschule, sein erstes Konzert als Elfjähriger, seine Reisen mit dem Rüdelschen Domchor, sein Auftreten als Solist eines Nikischkonzertes werden plastisch verlebendigt, und alles um ihn herum nimmt eine Gestaltwirkung an, als nähmen wir selbst daran teil.

Kempffs Sprache, witzig und doch auch nachdenklich, virtuoses und biegsames Instrument seiner Künstlersehnsucht, vermittelt uns, wie nicht nur das große Bacherlebnis, das Erlebnis Palestrinas, das Chorerlebnis unter des Vaters Hand seine Jugend durchstrahlt, sondern auch, wie er als Pennäler in Potsdam Shakespeare von sich aus „entdeckt", wie ihm Titania entgegenschwebt, die ihm später, auf der Segeljacht des schwedischen Malers Anders Zorn, in den Schären von Stockholm in keuscher Nackheit wirklich entgegentritt.

Dies Buch zu lesen, heißt tief in die unterirdischen Schächte einer begnadeten Künstlerseele schauen, oder, wie Kempff es sagt „die Ambosmänner hämmern hören", die im Unterbewußtsein an der Festigung seines Empfindens arbeiten. Es ist ein schwer errungenes, erarbeitetes Gelingen, kein leichtes Siegen über Widerstände, ein ewiger Kampf gegen den Materialismus und Militarismus der Zeit. Kempff liebt von dem „janusköpfigen" Deutschland das Antlitz Dürers, Bachs und Beethovens. Er verabscheut alles Entpersönlichte der Masse. Und doch ist er von tiefer Liebe zum deutschen Volk durchdrungen. Als Künstler freilich wird er ganz zum Aristokraten des Geistes.

Wer ihn jüngst in Buenos Aires spielen hörte, wie er den langsamen Satz der nachgelassenen B-Dur Sonate Schuberts brucknerhaft atmend nachgestaltete oder Schumanns dämonische „Kreisleriana" alfreskoartig, glühend und vibrierend heraufbeschwor, fühlt diese innige Verbundenheit mit dem Geisteshauch der unsterblichen deutscher Zunge doppelt stark, die sich auch in diesem mannhaften und doch zarten Buch kund-

gibt. Ein wichtiger Abschnitt deutscher Geistesgeschichte des letzten Menschenalters rollt vor uns auf. Alles ist echt an diesem Buch, und doch führt es uns von der oft bitter genug erlebten Wirklichkeit wie auf Zauberflügeln ins ewige Sehnen der Romantik. Kempff verklärt seine Erlebnisse. Selbst sein Humor, sein bisweilen sarkastischer Witz haben goldenen Glanz.

Besonders anmutig wirken die Schlußkapitel über die künstlerische Eroberung Schwedens in den trüben Nachkriegsjahren 1918—19 und die pianistischen Wagnisse während der Spartakistenkämpfe in Berlin. Die Aussprache mit Schwedens Erzbischof, der Bach zum fünften Evangelisten erheben möchte, die wundervolle Einfühlung in die Weiträumigkeit dieses dünnbesiedelten Landes, wo noch heute das Volkslied wie eine Wunderblume blüht, im Gegensatz zur intensiven Vielstimmigkeit einer gewaltigen Fuge, mit der Kempff das übervölkerte Deutschland vergleicht, — das ergibt, weit über das Fachtechnische hinaus, allgemeine, innerlich bereichernde Aufschlüsse über die tiefe Kulturmission der deutschen Musik.

Der Zimbelstern, nun das ist eine Spielerei an älteren Orgeln, ein am Prospekt sichtbarer Stern mit kleinen Glöckchen, die vermittelst eines durch besonderen Registerzug regierten Luftstromes zum Klingen gebracht werden und die „Nolae", „Tintinabula" oder „Cimbala" der Mönche des 10. bis 12. Jhdts. fortsetzten. Als Kind durfte Kempff an der Jüterbogker Orgel seines Vaters den Cimbelstern ziehen und klingend machen. Er schien ein Gruß des Himmels und war doch ein Eindruck von starker Realität, das Sinnbild dieses reichen und glücklichen Künstlerlebens; Dem Leser wird er zum Ausdruck von Kemppfs Stil: Wahrheit, und doch Verklärung, Leben und doch Poesie.

Johannes Franze.

Fritz Pfäfflin:
WAFFEN DES LICHTS.

Worte aus den Werken von Albert Schweitzer.
Eugen Salzer-Verlag, Heilborn — Stuttgart.

Selbstverständlich enthebt diese von Pfäfflin besorgte Auswahl Schweitzerischer Sentenzen aus seinen wesentlichsten Werken nicht der Aufgabe, diese Werke selbst zu lesen. Aber als Einführung in die großartige Denkkultur dieses Mannes und als Ueberschau über den heute einzigartigen Universalismus seines Denkens, leistet die kleine Arbeit hervorragende Dienste. Vor allem auch deswegen, weil die Beschaffung wertvoller Bücher gerade dem geistig anspruchsvolleren Teil der Leserschaft heute weitgehend wirtschaftlich unmöglich ist, und weil leider gerade der geistig anspruchsvollere Teil der Leserschaft so in den Existenzkampf eingespannt ist, daß er wesentliche Werke sozusagen nur noch im Stenogramm zu sich nehmen kann. So besteht die Gefahr, daß der Mensch unserer Tage an den größten, zeitgenößischen Denkern vorbeilebt, ohne sie wahrzunehmen. Aus diesem Grunde ist die von Pfäfflin besorgte Auslese der Schweitzerschen Gedanken besonders zu begrüßen.

vo.

Cyriel Verschaeve:
„MEER-SINFONIEN".

Franz Westphal-Verlag, Wolfshagen — Scharbeutz.

Es mag unwahrscheinlich klingen, daß in unserer Zeit noch echte Mystiker leben, und doch hat Flandern diese große Gnade erlebt, einen geistigen Führer zu besitzen, dessen Denken, Dichten und Gestalten reine Mystik ist. In den „Meer-Sinfonien" formt Cyriel Verschaeve dieses, sein mystischs Erleben der beiden Grundelemente seiner flandrischen Heimat, des Meeres und des Himmels, zwischen denen er sich selbst, einer Möve gleich, auf- und abschweben fühlt, und deren Wechselgesang er lauscht und wiedergibt, so wie er ihn erlebt.

Aber wenn schon von der reinen Lyrik das Gesetz gilt, daß sie nicht in andere Sprachen übersetzt werden, sondern nur von einem kongenialen Dichter in einer anderen Sprache nachgedichtet werden kann, so gilt das natürlich erst recht für die mystische Lyrik Verschaeves. Es ist dem Uebersetzer Georg van Poppel nicht gegeben, die innere Musikalität der deutschen Sprache so intensiv zu empfinden, wie Verschaeve die Musikalität der flämischen Sprache empfunden hat. Poppel hat übersetzt, und das hat an einigen Stellen zu geradezu schmerzhaften Disharmonien geführt, zu Plumpheiten und Holperigkeiten, die den Leser notwendig aus allen Imaginationen stürzen müssen. Um Verschaeve in deutscher Sprache nachzudichten, bedürfte es eines Hölderlin oder eines Rilke, darunter geht es nicht.

vo.

Cyriel Verschaeve:
CHRISTLICH NORDISCHER GEIST IN DER FLAEMISCHEN MYSTIK.

Franz Westphal-Verlag, Wolfshagen, Scharbeutz.

In dieser kleinen Schrift gibt Verschaeve nicht nur einen Ueberblick über die flämische Mystik von Ruusbroec und Hadewych, sondern er definiert das Wesen der Mystik aus seinem eigenen geistigen Empfinden heraus und stellt sich damit den beiden geschichtlichen Vorläufern ebenbürtig zur Seite. Auch zeigt er die lebendigen Wechselbeziehungen zwischen flämischen und deutschen

Mystikern auf und weist in allen diesen empfindungsstarken Menschen die Wirklichkeit gewordene Synthese von christlichem und nordischem Geist nach. Er selbst, Cyriel Verschaeve, ist der lebendige Beweis dafür, daß diese Synthese von christlichem und nordischem Geist nicht nur im 12. und 13. Jahrhundert möglich war, sondern im Rahmen der Mystik auch heute noch möglich ist.

vo.

H a n s F. K. G ü n t h e r :

FROEMMIGKEIT NORDISCHER ARTUNG.

Eugen Diedrichs-Verlag, Jena 1936.

Die Forschungsarbeit eines ganzen Lebens hat Hans F. K. Günther jenem Menschentum gewidmet, aus dem die indogermanische Sprachen sprechenden Völker hervorgegangen sind. Er ging ursprünglich von der philologischen Basis aus, kam aber mit zwingender Notwendigkeit sehr bald zu einer anthropologischen Betrachtungsweise seines Themas, ein Schritt, den ihm die Philologen und die Anthropologen niemals verziehen haben, da sie beide weder den Willen noch die Fähigkeit aufbrachten, über ihr engeres Sachgebiet hinaus zu denken.

Erst sehr spät hat Günther aus seiner unendlich genauen und unendlich sorgfältigen Erforschung aller indogermanischen Völker und Stämme gewisse vorsichtige Schlußfolgerungen auf die Art ihrer Frömmigkeit gezogen. Dabei interessierten ihn nicht so sehr die äußeren Formen ihrer verschiedenen Religionen, sondern der Kern, das Wesen ihres Frommseins überhaupt, und er versucht hier alle Aeußerungen indogermanischer Frömmigeit auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Günther weiß selbst wohl, wie gewagt dieser Versuch ist. Auch gibt er selber zu, daß man eine solche Fragestellung mit exakter wissenschaftlicher Forschungsmethode allein nicht beantworten kann, sondern die Intuition zu Hilfe nehmen muß. Auch dies wieder ist ein Schritt, den ihm das Kollektiv der Fachkollegen niemals nachempfinden oder verzeihen kann.

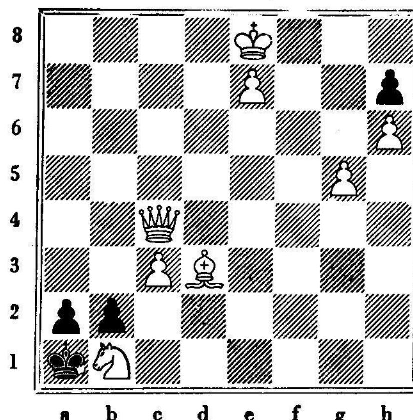
Wir aber haben allen Grund, Günther für diesen mutigen Schritt dankbar zu sein, denn ohne einen solchen Schritt würden wir überhaupt niemals über das eigentliche, tiefere Wesen der Welt-, Lebens- und Gottverbundenheit jener Urrasse, aus der sich fast die gesamte weiße Menschheit herleitet, Aufschluß erhalten. **vo.**

Schachecke

50. AUFGABE

Von Walter Freiherr von Holzhausen

(Berliner Nachtausgabe 1927)



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Obiger Dreizüger, ein Werk des größten deutschen Problemmeisters, ist Gegenstand eines kleinen **Lösungswettbewerbs.** Unter den Einsendern richtiger Lösungen, die bis 15. Februar 1952 bei der Schriftleitung eingetroffen sind, wird ein Buchpreis verlost. Die Lösung und die Namen der Löser werden im Märzheft veröffentlicht.

Lösung der 49. Aufgabe: 1. g5-g6 (droht 2. Th7 matt). Abspiele: 1 ... Dxd7. 2. f7 matt; 1 ... De7. 2. fxe7 matt; 1 ... Dxf6+. 2. Lxf6 matt; 1 ... Dc7. 2. Txh6 matt; 1 ... Lxg6. 2. Sxg6; 1 ... Sxf6. 2. Dxd8 matt; 1 ... Se7. 2. f7 matt.

Richtige Lösungen liefen ein: Josef und Anneliese Breisinger, Tres Isletas, Chaco (Nr. 48); Kurt Cantzler, Valparaiso (Nr. 47), Clemens Felis, Villarrica, Chile (Nr. 47); Hermann Flad, Panambí, Brasilien (Nr. 47); Johann König, Monte Carlo, Misiones (Nr. 48); Robert F. Lange, Honolulu (Nr. 47 und 48); Herbert Müller, Santiago, Chile (Nr. 47); Otto Nielsen, Asunción (Nr. 48); Arnfrid V. Schröppe, Buenos Aires (Nr. 48 und 49); Werner Spellenberg, Blumenau, Brasilien (Nr. 47 und 48).

W. S., Villarrica. Wie wollen Sie in Aufgab 47 nach 1. Te4-c4, Dd6-d5! mattsetzen?

Herausgeber und Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch, **Stellvertreter:** Dieter Vollmer, **Schriftleiter:** Gustav Friedl. **Im DÜRER-VERLAG,** Buenos Aires (Editorial Dürer S. R. L.). **Schriftleitung, Verwaltung und Anzeigenannahme:** Amenábar 1725, Buenos Aires. Telefon: 76 - 2315. (Bürozeit: 8—12, 13—18 Uhr außer Sonnabend). **Postanschrift n u r : Casilla de correo 2398, Buenos Aires. Satz und Druck:** Imprenta Mercur S. R. L., Rioja 674, Buenos Aires. **Titelbild:** Holzschnitt von R. Warnecke, Dinkelsbühl 1948. Z. Zt. ist **Anzeigenliste III gültig.**

Der Weg erscheint monatlich. In Buenos Aires erhältlich in den deutschen Buchhandlungen und bei Vertretern. In fast allen Ländern bestehen eigene Vertretungen. Preis des Einzelheftes Ausgabe A Ausgabe B stets die Hälfte): arg. $ 8.—, USA$ 0.65, cruz. $ 18.—, £ —. 5. 8, chil. $ 48,— **Halbjahresbezug:** sechsmal Preis des Einzelheftes. Bei Nichterscheinen der Zeitschrift aus Gründen höherer Gewalt haftet der Verlag nicht für die Rückzahlung der Bezugsgelder.

Se terminó de imprimir el 28 de Noviembre de 1951.

der Weg

JAHRES-INHALTSVERZEICHNIS 1951

Die Beiträge in spanischer Sprache

Grundsätzliche Leitartikel

Kunst und Kultur

Literarische Beiträge

Zeitgeschehen und Geschichte

Volkswirtschaft

Geographie und Landeskunde

Das Weltgeschehen

Das Buch

Schachecke

SCHRIFTENREIHE ZUR GEGENWART:

WALTER LÜDDE-NEURATH

Regierung Dönitz

Einer lebendigen, überzeugenden Darstellung der Tätigkeit der letzten deutschen Reichsregierung, die von den alliierten Siegermächten durch die Anerkennung ihrer Unterschrift unter den Kapitulations-Vollmachten der Unterhändler de facto anerkannt worden ist, und ihrer würdelosen und schändlichen Verhaftung durch britische Militärpolizei folgt die lückenlose Zusammenstellung der Waffenstillstands- und Kapitulations-Urkunden.

Die immense Bedeutung dieser klaren Zusammenstellung liegt in der Erkenntnis, daß die Regierung Gesamt-Deutschlands faktisch noch existiert und lediglich durch die Besatzungsmacht an der Ausübung ihrer Tätigkeit gehindert wird.

Mit 16 Abbildungen (Fotos)

Preis: m$n 22.–

130 Seiten, kartoniert.

Schutzumschlag.

DÜRER-VERLAG – BUENOS AIRES

Casilla de correo 2398